

Martin H. Geyer

Auf der Suche nach der Gegenwart

Neue Arbeiten zur Geschichte der 1970er und 1980er Jahre

I. ORTSBESTIMMUNGEN DER DEUTSCHEN ZEITGESCHICHTE

Innerhalb weniger Monate sind in Deutschland gleich drei Bücher erschienen, die sich mit Fragen der Einordnung der 1970er Jahre sowie Entwicklungen und Umbrüchen der jüngsten Zeitgeschichte auseinandersetzen. Die Titel sind fast schon Programm: »Nach dem Boom«, »Das Ende der Zuversicht?« und »Auf dem Weg in eine neue Moderne?«.¹ Den Autoren geht es um die Einordnung der jüngsten Zeitgeschichte, die seit einiger Zeit intensiver debattiert wird. Bekanntlich hat Eric Hobsbawm in seinem besonders in Deutschland einflussreichen politisch-nostalgischen Rückblick auf das »kurze 20. Jahrhundert« mit den 1970er Jahren den Anfang einer historischen Phase identifiziert, deren äußere Zeichen die Auflösung des wohlfahrtsstaatlichen Nachkriegskonsenses, der Niedergang vor allem des schwerindustriellen Sektors und der klassischen Zweige der Massenproduktion, der Siegeszug der (neu entdeckten) Globalisierung und neo-liberaler Ideen auf Kosten von »old labour« und schließlich die Revolutionen im Herrschaftsbereich des früheren »Ostblocks« 1989/90 sind. »Krise« ist das magische Wort. Tony Judt subsumiert die Jahre von 1971 bis 1989 unter dem Stichwort »Rezession«.² Das gilt nicht nur in Bezug auf den tiefen wirtschaftlichen Strukturwandel, sondern auch im Hinblick auf die im 19. Jahrhundert entstehenden und seit dem Zweiten Weltkrieg sich schnell verbreitenden Vorstellungen einer umfassenden national- und besonders wohlfahrtsstaatlichen Einhegung von Gesellschaften, die, so Charles Maier in einem viel beachteten Aufsatz, seit den 1970er Jahren in eine fundamentale Krise gerieten.³ Bemerkenswert sind die veränderte Tonlage und die neue Perspektive, wenn Autoren darauf zu sprechen kommen: Nicht »Aufbruch«, »dynamische Zeiten«, »Verwestlichung«, »Demokratisierung« und »Liberalisierung«, mithin die Schlagworte der westdeutschen Erfolgsgeschichte nach 1945⁴, dominieren die

1 Anselm Doering-Manteuffel/Lutz Raphael, Nach dem Boom. Perspektiven auf die Zeitgeschichte seit 1970, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 140 S., kart., 15,90 €; Konrad H. Jarausch (Hrsg.), Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 362 S., kart., 29,90 €; Thomas Raithel/Andreas Rödder/Andreas Wirsching (Hrsg.), Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren (Schriftenreihe der Vierteljahrshefte für Zeitgeschichte, Sondernummer), Oldenbourg, München 2009, 205 S., brosch., 34,80 €.

2 Eric Hobsbawm, Age of Extremes. The Short Twentieth Century, New York 1995 (dt.: Zeitalter der Extreme. Weltgeschichte des 20. Jahrhunderts, München/Wien 1995); Tony Judt, Postwar. A History of Europe since 1945, London 2005 (dt.: Die Geschichte Europas von 1945 bis zur Gegenwart, München 2006, hier: S. 505).

3 Charles S. Maier, Consigning the Twentieth Century to History. Alternative Narratives for the Modern Era, in: American Historical Review 105, 2000, S. 807–831.

4 Anselm Doering-Manteuffel, Wie westlich sind die Deutschen? Amerikanisierung und Westernisierung im 20. Jahrhundert, Göttingen 1999; Axel Schildt/Detlef Siegfried/Karl Christian Lammer (Hrsg.), Dynamische Zeiten. Die 60er Jahre in den beiden deutschen Gesellschaften, Hamburg 2000; Ulrich Herbert (Hrsg.), Wandlungsprozesse in Westdeutschland. Belastung, Integration, Liberalisierung 1945–1980, Göttingen 2002; Matthias Frese/Julia Paulus/Karl Tepper (Hrsg.), Demokratisierung und gesellschaftlicher Aufbruch. Die sechziger Jahre als Wendezeit der Bundesrepublik, Paderborn 2003.

historische Agenda der Historikerinnen und Historiker, die sich mit den letzten Dekaden des 20. Jahrhunderts befassen, sondern eher der skeptische Aus- und Rückblick.⁵

An solche Fragen schließt das in Essayform gehaltene Büchlein von Anselm Doering-Manteuffel und Lutz Raphael an. Es ist ein ambitionierter und in jeder Hinsicht anregender Versuch nicht nur einer Ortsbestimmung der Zeitgeschichte, sondern in Ansätzen auch einer Konzeptionalisierung der Moderne der Gegenwart. Mit der Zeit »Nach dem Boom« verbinden die beiden Autoren eine Epochenzäsur, einen »Strukturbruch, der sozialen Wandel von revolutionärer Qualität mit sich gebracht hat« (S. 10). Die Eckpunkte dieser Zäsur werden weich gesetzt. Die Rede ist von der »Historisierung der Epochen von 1945/50 bis 1970/75 und von 1965/70 bis 1995/2000« (S. 11). Erstens müsse man die Epoche vor dem Strukturbruch als eine Zeit betrachten, »deren politökonomische Normen und kulturelle Orientierungsmuster spätestens seit dem Ende der 1970er Jahre keine selbstverständliche Ordnungskompetenz mehr aufweisen« (ebd.). Damit einher geht zweitens die Prämisse, dass diese Zeit als Vorgeschichte der Gegenwart, mithin als neues Arbeitsfeld der Zeitgeschichte erschlossen werden soll. Mit Hans Günter Hockerts plädieren die beiden Autoren für eine Zeitgeschichte als »Problemgeschichte der Gegenwart«.⁶

Strukturbruch und revolutionärer Wandel könnten »nicht von einem einzigen Punkt, gewissermaßen von einem Epizentrum her, analysiert werde[n]« (S. 12); vielmehr handele es sich um »vielfältige Querverbindungen und Wechselwirkungen zwischen funktional getrennten Bereichen von Politik, Ökonomie, Bildung, Wissenschaft oder Religion« (ebd.). Einengungen auf einen Bereich – Wirtschaft, Politik, Kultur – seien wenig Erfolg versprechend. Dementsprechend werden eine Vielzahl von Zugriffen und Ansätzen vorgestellt. Jedoch verweist schon der Titel und ein großer Teil der Ausführungen darauf, dass die beiden Autoren das »Epizentrum« des Wandels sehr weitgehend im Bereich von ökonomischen und technologischen »Basisprozessen« verorten (S. 12 f.). Damit gemeint sind gleichermaßen Produktionsstrukturen und -methoden, industrielle Beziehungen, wohlfahrtsstaatliche Arrangements sowie Konsummuster, soziale und kulturelle Formationen und Wandlungsprozesse, die einer zu Ende gehenden industriellen Hochmoderne zugeschrieben werden. Mit schneller Feder werden diese Entwicklungen und Transformationen skizziert, in Abschnitten, welche die Entstehung der Nachkriegsordnung (S. 15 ff.), die sozialen und wirtschaftlichen Modernisierungsagenden und deren Krise (S. 21 ff.), den Niedergang der schwerindustriellen Traditionsindustrien (S. 34 ff.), wohlfahrtsstaatliche Arrangements des »rheinischen Kapitalismus« in Auseinandersetzung mit neo-liberalen Denk- und Ordnungsmodellen (S. 30 ff. und S. 45 ff.) und »Mensch und Mikrochip im neuen Zeitalter des globalen Kapitalismus« (S. 53 ff.) behandeln. Angesprochen werden in diesem Zusammenhang Prozesse der Privatisierung, Deregulierung, Individualisierung und Globalisierung.

Detlef Peukerts einflussreiche Periodisierung der »klassischen Moderne« aus dem Jahr 1987 wird von beiden Autoren nicht explizit thematisiert. Doch während Peukert die Anfänge und die krisenhaften Ausprägungen der klassischen Moderne seit den 1890er Jahren und in der Zwischenkriegszeit in den Blick nahm, behandeln Doering-Manteuffel und Raphael mit den 1980er Jahren gewissermaßen jene Zeit, in welcher Peukert seine historische Diagnose stellte. Der Fokus liegt auch bei ihnen auf der industriegesellschaftlichen Moderne, speziell den politischen wie wirtschaftlichen Modernisierungsagenden der Nachkriegszeit, die sich in den letzten Jahren zu einem einflussreichen Narrativ entwickelt haben. Einen ähnlichen Ansatz verfolgt Ulrich Herbert, der im Beck-Verlag eine ganze Buchreihe zur Nationalgeschichte europäischer Länder herausgeben wird, die sich um

5 Vgl. zum Beispiel *Andreas Wirsching*, Abschied vom Provisorium. Geschichte der Bundesrepublik Deutschland von ihren Anfängen bis zur Gegenwart, Stuttgart 2006.

6 *Hans Günter Hockerts*, Zeitgeschichte in Deutschland. Begriff, Methoden, Themenfelder, in: Historisches Jahrbuch 113, 1992, S. 98–127.

die Aufstiegs- und Niedergangsgeschichte der industriegesellschaftlichen Moderne organisieren soll.⁷

Bemerkenswert ist die Konjunktur des Begriffs »Fordismus«, der auch von den beiden Autoren als Umschreibung für diese industrielle Hochmoderne und deren Krise herangezogen wird. Nach einer ersten Konjunktur des Begriffs in der europäischen Zwischenkriegszeit erlebte der Fordismus unter dem Einfluss einer Gramsci-Rezeption in neo-marxistischen Debatten vor allem der 1980er Jahre eine Renaissance; vergleichsweise spät dann auch in Deutschland.⁸ Unverkennbar war dabei von Anfang an die Tendenz, den Fordismus gewissermaßen als Auslaufmodell einer vergangenen Epoche zu historisieren. Auch für Doering-Manteuffel und Raphael steht das fordistische Produktionsmodell für die verflossene »Zeit der standardisierten Gesellschaft« (S. 50), die mit Keynesianismus, Sozialstaat sowie sozialen und politischen Konsensmodellen in Verbindung gebracht wird. Der Reiz dieses Ansatzes besteht zweifellos darin, nicht nur Produktions- und Wohlfahrtsstaatsregime, sondern auch sich verändernde hegemoniale kulturelle Systeme zu identifizieren und miteinander in Verbindung zu bringen. Auch vor dem Hintergrund des Wahlerfolgs der britischen Konservativen thematisierten Theoretiker im Umfeld des angelsächsischen Marxismus neue Formen der Globalisierung. Sie machten nicht nur Widersprüche des Kapitalismus und wohlfahrtsstaatlicher Arrangements aus, sondern zugleich auch neue »post-fordistische«, sprich: »flexiblere«, durch Individualisierung und Dezentralisierung gekennzeichnete Strukturen in Wirtschaft, Gesellschaft, Politik und Kultur. Neue Formen sozialer und kultureller Praxis haben dabei eine wichtige Rolle gespielt, wobei im Umfeld besonders der »Cultural Studies« Formen des Konsums und der Massenkultur prominent in den Vordergrund rückten.⁹ Demgegenüber traten Untersuchungen sich verändernder Produktionsregime eher in den Hintergrund. Tatsächlich wissen wir wenig über die konkreten Formen fordistischer Produktion mit ihren national sehr unterschiedlichen Ausprägungsformen. Die Gefahr besteht darin, dass die Rede vom Fordismus beziehungsweise Post-Fordismus zu einer Formel gerinnt. War die deutsche Schwerindustrie vor ihrem Niedergang »fordistisch« organisiert? Wie sah der Siegeszug des (Post-)Fordismus in der Bundesrepublik Deutschland aus, darunter die hoch spezialisierte Nischenproduktion für Weltmärkte, bei der die Bundesrepublik, wie Charles Sabel und Michael Piore schon 1984 argumentierten, vergleichsweise gut aufgestellt gewesen ist?¹⁰ Wichtiger ist wohl ein anderer Punkt: Wir sind nicht zuletzt dank der zeitgenössischen Strukturberichterstattung relativ breit informiert über den industriellen Strukturwandel; verhältnismäßig wenig wissen wir dagegen über die Entwicklung und Dynamik

7 Detlev J. K. Peukert, *Die Weimarer Republik. Krisenjahre der Klassischen Moderne*, Frankfurt am Main 1987; Ulrich Herbert, *Europe in High Modernity. Reflections on a Theory of the 20th Century*, in: *Journal of Modern European History* 5, 2007, S. 5–22.

8 Für einen Überblick vgl. *Krishan Kumar, From Post-Industrial to Post-Modern Society. New Theories of the Contemporary World*, Oxford/Cambridge, MA 1995, S. 36–65; *Alain Lipietz, Miracles and Mirages. The Crisis of Global Fordism*, London 1987 (dt.: *Die Welt des Postfordismus. Über die strukturellen Veränderungen der entwickelten kapitalistischen Gesellschaften*, Hamburg 1997); einer der ersten deutschen Autoren, der sich mit dem Thema auseinandersetzte, ist *Joachim Hirsch, Fordismus und Postfordismus. Die gegenwärtige Krise und ihre Folgen*, in: *PVS* 25, 1984, S. 160–182; für die neuere Diskussion in Deutschland vgl. auch das Themenheft »Fordismus«, hrsg. von *Adelheid von Saldern/Rüdiger Hachtmann/Jan-Holger Kirsch* (*Zeithistorische Forschungen* 6, 2009, H. 2).

9 Gute Beispiele dafür sind *Mike Featherstone, Consumer Culture and Postmodernism*, London 1991; *Victoria De Grazia, Irresistible Empire. America's Advance through Twentieth-Century Europe*, Cambridge, MA 2005.

10 *Charles F. Sabel/Michael J. Piore, The Second Industrial Divide. Possibilities for Prosperity*, New York 1984 (dt.: *Das Ende der Massenproduktion. Studie über die Requalifizierung der Arbeit und die Rückkehr der Ökonomie in die Gesellschaft*, Berlin 1985).

des nationalen wie des internationalen Finanzsektors, der in den meisten Darstellungen zum Fordismus kaum eine Rolle spielt.¹¹

Die Konjunktur des Fordismus-Begriffs illustriert ein grundsätzliches, unter epistemologischen Gesichtspunkten interessantes Phänomen, das im zweiten Teil des Bändchens von Doering-Manteuffel und Raphael mit Nachdruck behandelt wird: Unser Wissen über die Zeit »Nach dem Boom« ist zunächst alles andere als spezifisch historisch informiert, sondern schöpft aus anderen Quellen, namentlich den vielfältigen theoretischen Ansätzen und Erklärungen von Wissenschaftlern anderer Zweige der Geistes-, Sozial- und Wirtschaftswissenschaften. Als wissenschaftliche Beobachter, nicht selten aber auch als Kritiker ihrer Gegenwart oder mehr noch als Propheten einer neuen Zukunft haben sie den sozialen, wirtschaftlichen und kulturellen Wandel sowie Umbrüche und »historische Zäsuren« diagnostiziert, mit weitreichenden Implikationen für die real oder vermeintlich neu anbrechende Gegenwart: der post-industriellen oder post-fordistischen Gesellschaft, einer nach-industriellen Wissensgesellschaft oder einer ästhetischen oder »reflexiven« »Zweiten Moderne« der heraufziehenden Globalisierung. Das ist bekanntlich nur eine Auswahl. Das breite Spektrum von Theoretikern von Daniel Bell über Manuel Castells bis Michel Foucault und Ulrich Beck wird von den Autoren angesprochen (S. 57 ff.).

Warum sind diese Zeitdiagnosen von Bedeutung? Zum einen, weil im Kontext dieser Diskussionen erst jenes neue Interesse an »der Moderne« entstand, das inzwischen eine so prominente Rolle auch in der historischen Literatur spielt. Die Vermessungen der »klassischen Moderne« haben seit den 1980er Jahren in dem Maße auch bei Historikerinnen und Historikern Anklang gefunden – nota bene insbesondere bei denjenigen, die sich mit der deutschen Geschichte beschäftigen –, in dem sich in den Nachbardisziplinen der große Abgesang auf diese industrielle, klassische, erste oder wie auch immer klassifizierte Moderne verbreitete.¹² Das hinterließ auch in der historischen Forschung tiefe Spuren, mit der Konsequenz, dass viele der älteren Verallgemeinerungen, zumal die aus soziologischer Feder, welche die vermeintlich vergehende Industriemoderne betreffen, gelegentlich etwas schlicht sind. Die grundsätzlichere Frage lautet, wie mit diesen vielfältigen theoretischen Zeitdiagnosen und Metaerklärungen umzugehen ist. Die Ausführungen von Doering-Manteuffel und Raphael zeigen, dass die Übergänge zwischen Quelle, Darstellung und Theorie notgedrungen fließend sind und abschließend nicht zu klären sein werden. Zu den bemerkenswerten Leistungen des Bandes zählt denn zunächst einmal, überhaupt auf solche grundsätzlichen, für die zeithistorische Forschung wichtigen epistemologischen Fragen hinzuweisen. Zumindest in Umrissen liefert das Bändchen Antworten darauf, wie die zeitgenössischen Diagnosen der post-industriellen (Wissens-)Gesellschaft, des Wertewandels oder der »Risikogesellschaft« historiografisch umgesetzt werden können.

Zäsuren zu konstatieren und historische Entwicklungen als abgeschlossen zu bezeichnen, erfordert klare Vorstellungen, wie die Zeit danach zu bewerten ist. Da haben es diejenigen leichter, die ihre Geschichte in den 1970er Jahren enden lassen, sei es, weil die wirtschaftlichen Rezessionen und neue politische und soziale Bewegungen tatsächlich einen Strukturbruch auch der historischen Narration begründen, sei es, weil ein generationeller Umbruch feststellbar ist.¹³ Aus dem Untersuchungszeitraum heraus, zumal bei einer

11 Vgl. zum Beispiel *Werner Abelshauser*, *Deutsche Wirtschaftsgeschichte seit 1945*, München 2004.

12 Vgl. zum Beispiel *Peter Wehling*, *Die Moderne als Sozialmythos. Zur Kritik sozialwissenschaftlicher Modernisierungstheorien*, Frankfurt am Main/New York 1992.

13 Vgl. beispielsweise *Dietmar Süß*, *Kumpel und Genossen. Arbeiterschaft, Betrieb und Sozialdemokratie in der bayerischen Montanindustrie 1945 bis 1976*, München 2003; *Alexander Nützenadel*, *Stunde der Ökonomen. Wissenschaft, Expertenkultur und Politik in der Bundesrepublik 1949–1974*, Göttingen 2005; *Ariane Leendertz*, *Ordnung schaffen. Deutsche Raumplanung im 20. Jahrhundert*, Göttingen 2008.

Fixierung auf die 1970er oder 1980er Jahre, erschließen sich ›Strukturbrüche‹ auf jeden Fall nur schwerlich. Hinzu kommen die deutsche Wiedervereinigung und die europäische Neuordnung nach 1989 als epochaler Einschnitt mit großer ökonomischer Tragweite. Zur Bestimmung von historischen Perioden oder gar Epochen sind weitreichende Annahmen im Hinblick auf unsere Gegenwart in Verbindung mit weitreichenden Triangulationen erforderlich, mit denen wir Phänomene der Vergangenheit mit der Gegenwart verknüpfen. Das kann als unhistorisches Verfahren kritisiert werden; problematischer ist eher, was als Referenzpunkt herangezogen wird. Sind es der Strukturwandel der Wirtschaft und die Krise des Sozialstaats im Kontext der Globalisierung oder sind es nationale wie internationale Gewalt und neue, auch kulturelle Konflikte – oder sind es die Aporien der modernen Medien- und Konsumgesellschaft? Zudem: Seit über 30 Jahren diskutieren Soziologen intensiv, wenn auch unentschieden die Frage, in welcher Moderne wir heute leben und wie diese beschrieben werden kann.¹⁴

Um Zäsuren, Strukturwandel und Moderne-Debatten in den 1970er und 1980er Jahren drehen sich auch die qualitativ sehr unterschiedlichen Beiträge der aus Tagungen hervorgegangenen Sammelbände des Zentrums für Zeithistorische Forschung in Potsdam (ZZF) »Das Ende der Zuversicht? Die siebziger Jahre als Geschichte« und des Instituts für Zeitgeschichte in München (IfZ) »Auf dem Weg in eine neue Moderne? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren«. »Krise« ist der auch von diesen Autoren vielfach gebrauchte Leitbegriff, zumal im Hinblick auf den Niedergang des viel beschworenen Fortschrittsoptimismus der Nachkriegszeit als Reaktion auf die Ölpreiskrise und die folgende Rezession 1974/75 (während die viel tiefer greifende Rezession 1980 bis 1983/84 mit ihren internationalen Verwerfungen im Bereich des Weltfinanzsystems eher marginale Aufmerksamkeit findet). Ob man von einer Zäsur sprechen kann, ist umstritten. Doering-Manteuffel spricht von einer »›Strukturkrise‹«, welche »den Beginn eines Umbruchs von revolutionärer Qualität bildet«¹⁵; die Herausgeber des IfZ-Bandes sprechen von einem »beschleunigten Wandel« und einer entscheidenden »Formierungsphase«, welche mehr als nur eine »Zwischen- und Übergangszeit«¹⁶ darstelle, während Konrad Jarausch eine »weiche Zäsur« diagnostiziert, »in der sich die Richtung vieler Entwicklungen deutlich veränderte«.¹⁷ Dass in dieser Zeit die »Anfänge der Probleme der Gegenwart« liegen, so Konrad Jarausch in der Einleitung und in einem eigenen Beitrag, ist mehr oder weniger Konsens; wie viele andere hebt er dabei zwar nicht nur, aber doch schwerpunktmäßig auf den wirtschaftlichen Strukturwandel ab – Stichworte sind »dritte industrielle Revolution«, »Krise des Fordismus«, »Krise der Globalsteuerung« und »Globalisierung«.¹⁸ Diese Veränderungen traten nur langsam ins Bewusstsein der Zeitgenossen, mit der Folge, dass sich neue Problemkonstellationen aufstauten, die von der Politik, wenn überhaupt, nur zeitverzögert aufgegriffen wurden. Ganz in diesem Sinne konstatiert Ralph Jessen unter dem Titel »Bewältigte Vergangenheit – blockierte Zukunft?« das Ende der Erfolgsgeschichte der Nachkriegszeit: Die 1970er Jahre markierten den Übergang, »ab dem einige Problemlösungen der zurückliegenden Jahrzehnte immer mehr als problemgenerierende Faktoren in Erscheinung traten und die Bundesrepublik damit gewissermaßen in ihre

14 Armin Pongs, *In welcher Gesellschaft leben wir eigentlich?*, 3., erw., aktual. und komplett überarb. Aufl., München 2007.

15 Anselm Doering-Manteuffel, Langfristige Ursprünge und dauerhafte Auswirkungen. Zur historischen Einordnung der siebziger Jahre, in: Jarausch, *Ende der Zuversicht*, S. 313–329, hier: S. 314.

16 Thomas Raithel/Andreas Rödder/Andreas Wirsching, Einleitung, in: *dies.*, *Neue Moderne*, S. 7–14, hier: S. 7 und 9.

17 Konrad Jarausch, Verkannter Strukturwandel. Die siebziger Jahre als Vorgeschichte der Probleme der Gegenwart, in: *ders.*, *Ende der Zuversicht*, S. 9–28, hier: S. 23.

18 Ebd. und *ders.*, Zwischen »Reformstau« und »Sozialabbau«. Anmerkungen zur Globalisierungsdebatte in Deutschland, 1973–2003, in: *ders.*, *Ende der Zuversicht*, S. 330–352.

»selbstreferentielle« Phase eintrat«; Analoges gelte für die DDR, die immer mehr mit den Folgeerscheinungen ihres eigenen Projekts konfrontiert wurde.¹⁹ Das ist eine Variation der in den 1970er Jahren auf breiter Front aufbrechenden Kritik an zeitgenössischen Modernisierungstheorien und dem »Modell Deutschland«, das in den zunächst eher linken akademischen Debatten bekanntlich schon immer in der »Krise« war.²⁰ Sehr apodiktisch formuliert Christoph Boyer seine Thesen zur Krise der Sozialstaaten in Ost und West, mit vielfach fragwürdigen Annahmen, die fordistische Produktionsmethoden und die darauf ruhenden sozialen Arrangements betreffen²¹; Winfried Süß beschreibt anschaulich das lange Ende des »keynesianischen Traums« in der Sozialpolitik, vergisst dabei aber zu fragen, seit wann und von wem dieser Traum in Deutschland geträumt wurde (etwa im Gegensatz zu Großbritannien) und welche anderen sozialen Träume seit der Zwischenkriegszeit geträumt beziehungsweise ausgeträumt wurden.²² Präzise beschreibt Manfred G. Schmidt einzelne Entwicklungsphasen der bundesdeutschen Sozialpolitik seit den 1970er Jahren.²³ Herausgearbeitet werden Pfadabhängigkeiten, weniger dagegen, ob es eine institutionelle Reformlogik gab, welche neue Pfadabhängigkeiten begründete (wofür einiges spricht); vermittelt wird eher das Bild eines institutionell relativ starren, politisch stark zeitgebundenen sozialpolitischen Krisenmanagements, wie es aus einer ganz anderen Warte auch Peter Hübner speziell für die DDR zeichnet.²⁴

Unübersehbar ist ein Paradox: Während in der allgemeinen historischen Forschung Themen wie Industrialisierung, politische Ökonomie und industrielle Beziehungen, also Themen, die in den 1970er und 1980er Jahren auch in Deutschland eine gewisse Blüte erlebten und der Sozialgeschichte mächtig Auftrieb gaben, inzwischen eine eher marginale Rolle spielen, stehen sie in den hier besprochenen Bänden im Vordergrund. Es dominiert eine Strukturgeschichte, die kaum von Menschen bevölkert wird und in der zeitgenössische Diskurse und Lebenswelten eher im Hintergrund stehen. Das liegt nicht nur an den spezifischen Fragestellungen der Autoren, die sich mit dem sektoralen Wandel der Wirtschaft und der Erwerbsarbeit aus nationaler und internationaler Perspektive²⁵, dem Niedergang der alten Industrien wie der Textilindustrie²⁶ und der Einführung von Industrierobotern in der neu aufblühenden Automobilindustrie²⁷ befassen und dabei im Übrigen

19 *Ralph Jessen*, Bewältigte Vergangenheit – blockierte Zukunft? Ein prospektiver Blick auf die bundesrepublikanische Gesellschaft am Ende der Nachkriegszeit, in: *Jarusch*, Ende der Zuversicht, S. 177–195, hier: S. 182.

20 Zur Historisierung des Modells Deutschland vgl. *Thomas Hertfelder/Andreas Rödder*, Modell Deutschland. Erfolgsgeschichte oder Illusion, Göttingen 2007.

21 *Christoph Boyer*, Zwischen Pfadabhängigkeit und Zäsur. Ost- und westeuropäische Sozialstaaten seit den siebziger Jahren des 20. Jahrhunderts, in: *Jarusch*, Ende der Zuversicht, S. 103–119; vgl. auch *Christoph Boyer* (Hrsg.), Sozialistische Wirtschaftsreformen. Tschechoslowakei und DDR im Vergleich (Studien zur europäischen Rechtsgeschichte, Bd. 210), Vittorio Klostermann Verlag, Frankfurt am Main 2006, 627 S., kart., 99,00 €.

22 *Winfried Süß*, Der keynesianische Traum und sein langes Ende. Sozioökonomischer Wandel und Sozialpolitik in den siebziger Jahren, in: *Jarusch*, Ende der Zuversicht, S. 120–137.

23 *Manfred G. Schmidt*, Zwischen Ausbaureformen und Sanierungsbedarf. Die Sozialpolitik der siebziger und achtziger Jahre, in: *Raithel/Rödder/Wirsching*, Neue Moderne, S. 131–139.

24 *Peter Hübner*, 1970 und die Folgen. Sozialpolitisches Krisenmanagement im sowjetischen Block, in: *Jarusch*, Ende der Zuversicht, S. 261–278.

25 *André Steiner*, Die siebziger Jahre als Kristallisationspunkt des wirtschaftlichen Strukturwandels in West und Ost?, in: ebd., S. 29–48; *Gerd Ambrosius*, Sektoraler Wandel und internationale Verflechtung: Die bundesdeutsche Wirtschaft im Übergang zu einem neuen Strukturmuster, in: *Raithel/Rödder/Wirsching*, Neue Moderne, S. 17–30.

26 *Stefan H. Lindner*, Die westdeutsche Textilindustrie zwischen »Wirtschaftswunder« und Erdölkrise, in: *Jarusch*, Ende der Zuversicht, S. 49–67.

27 *Reinhold Bauer*, Ölpreiskrisen und Industrieroboter. Die siebziger Jahre als Umbruchphase für die Automobilindustrie in beiden deutschen Staaten, in: ebd., S. 68–83.

neue Produktionsmodi vorstellen. Dass es auch anders geht, illustriert beispielsweise Thomas Raithel, der sehr anschaulich und differenziert die unterschiedlichen Technologiediskurse beschreibt und vor pauschalisierenden, wohlfeilen Urteilen über Technikfeindlichkeit in Deutschland warnt.²⁸ Aber warum muss ein Beitrag zur Konsumgeschichte von Wolfgang König²⁹ dieses Thema nach über 20 Jahren spannender historischer Forschung auf diesem Feld so anachronistisch – man ist nicht nur bei ihm versucht zu sagen: ganz im Stil der 1970er Jahre – angehen, darüber hinaus mit merkwürdigen Annahmen und undifferenzierten Aussagen und Urteilen, so etwa, dass das in den 1970er Jahren erreichte »Wohlstandsniveau in etwa erhalten« blieb. Der formelhafte Hinweis auf »krisenhafte Erscheinungen«³⁰ versperrt den Blick nicht nur auf die Normalität der sich (gerade auch aus Sicht der Werbefachleute) rapide ausdifferenzierenden Konsumgesellschaft³¹, sondern zudem auf Fragen, wie sich auch die bundesdeutsche Gesellschaft über Arbeit, Freizeit und Konsum strukturiert oder wie über Konsum kommunikative Beziehungen geknüpft und Identitäten geschaffen werden. Vielleicht hat dieser eigentümliche Umgang mit dem Thema »Konsum« auch mit einer spezifisch deutschen Selbstverständigung über »Produktion« zu tun, die in den Bänden zur Geschichte nach dem Boom durchscheint.

Erklärungen, die auf den wirtschaftlichen Strukturwandel und Umbrüche der Arbeitsgesellschaft rekurrieren³², fallen nüchterner, sachlicher und entspannter aus als die politischen Schuldzuschreibungen, die alle gesellschaftlichen Veränderungen und Probleme auf die Studentenbewegung, »1968« und die sozialliberale Politik zurückführen. Die vielen in der Gegenwart erhobenen polemischen Zuspitzungen haben eine in den 1970er Jahren begründete Tradition der Zeit- und Kulturkritik. So wenig man in den Beiträgen die vordergründige Polemik vermissen mag, so sehr wünscht man sich, dass diese zeitgenössische politische Konfrontation und Polarisierung expliziter thematisiert worden wäre. Das gilt auch für den bemerkenswerten Beitrag von Andreas Wirsching zu »Erwerbsbiographien und Privatheitsformen«, in welchem er das Ende des bürgerlichen Familienmodells im Kontext des Niedergangs des fordistischen Produktionsmodells und von neuen »Pluralisierungs- und Entstandardisierungstendenzen« lokalisiert.³³ Das gilt noch weit mehr für die Beiträge zur Familienpolitik von Monika Mattes und Michael Schwarz in beiden Bänden zur Abtreibungsfrage und Frauenerwerbsarbeit³⁴, wobei hervorgehoben werden muss, dass es gerade dem letztgenannten Autor wie wenigen anderen gelingt, an diesen Fallbeispielen die Geschichte der zwei Teile Deutschlands auch im Sinne einer wechselseitigen Beziehungsgeschichte zu schreiben.

28 Thomas Raithel, Neue Technologien: Produktionsprozesse und Diskurse, in: *ders./Röder/Wirsching*, Neue Moderne, S. 31–44.

29 Wolfgang König, Die siebziger Jahre als konsumgeschichtliche Wende in der Bundesrepublik, in: *Jaraus*, Ende der Zuversicht, S. 84–102.

30 Ebd., S. 95.

31 Zum postmodernen Konsumenten vgl. *Nepomuk Gasteiger*, Der Konsument. Verbraucherbilder in Werbung, Konsumkritik und Verbraucherschutz 1945–1989, Frankfurt am Main 2010, S. 210–254.

32 Vgl. auch *Thomas Raithel/Thomas Schlemmer* (Hrsg.), Die Rückkehr der Arbeitslosigkeit. Die Bundesrepublik Deutschland im europäischen Kontext 1973 bis 1989, München 2009.

33 *Andreas Wirsching*, Erwerbsbiographien und Privatheitsformen: Die Entstandardisierung von Lebensläufen, in: *Raithel/Röder/Wirsching*, Neue Moderne, S. 83–97.

34 *Monika Mattes*, Ambivalente Aufbrüche. Frauen, Familie und Arbeitsmarkt zwischen Konjunktur und Krise, in: *Jaraus*, Ende der Zuversicht, S. 215–228; *Michael Schwartz*, Frauen und Reformen im doppelten Deutschland. Zusammenhänge zwischen Frauenerwerbsarbeit, Abtreibungsrecht und Bevölkerungspolitik um 1970, in: ebd., S. 196–214; *ders.*, Abtreibung und Wertewandel im doppelten Deutschland: Individualisierung und Strafrechtsreformen in der DDR und in der Bundesrepublik in den sechziger und siebziger Jahren, in: *Raithel/Röder/Wirsching*, Neue Moderne, S. 113–128.

Zu den spannenden historischen Fragen zählt das Wechselspiel von Krise, Kritik und Diagnosen von Umbrüchen. Frank Bösch bietet in seinem Beitrag über »Die Krise als Chance« Anregungen, da er etablierte Interpretationen etwas gegen den Strich bürstet.³⁵ Die Christdemokraten bewegten sich in den 1970er Jahren in einem von ihnen selbst angestoßenen Krisendiskurs, der nicht zuletzt ihre programmatische Transformation beflügelte. Kritik ging der Krise voraus, und »diese permanente Krisenrhetorik Anfang der siebziger Jahre [hat] die anschließende Wahrnehmung der Regierungs- und Ölkrise ab 1973 präfiguriert«. Die Wirtschaftskrise 1973 und die leeren Autobahnen schienen nur zu bestätigen, was rechts der Mitte befürchtet oder vielleicht auch herbeigesehnt wurde; zumal für den rechten Flügel der CDU konnte die Krise »Mittel für das eigene Heil« sein.³⁶ Zu untersuchen sind demnach die zeitgenössischen politischen Dramatisierungen einer Wende- und Krisenzeit, auch in Verbindung mit ihren erfahrungsgeschichtlichen Nachwirkungen. Gegenüber Beschreibungen der 1970er Jahre als »sozialdemokratisches Jahrzehnt«³⁷ betont Bösch die personellen wie programmatischen Neupositionierungen des politischen Konservatismus, der ungebrochenen Zulauf fand. Die Dekade erscheint dem Autor denn auch als ein »Intermezzo in einer strukturell konservativ geprägten Republik oder zumindest wie ein Vorlauf für eine bürgerliche Rekonsolidierung«.³⁸ Schade, dass sich der frühere bayerische Kultusminister Hans Maier nur allgemein über »Fortschrittsoptimismus und Kulturpessimismus« einlässt³⁹, und dabei die reflexive Auseinandersetzung mit der politischen Sprache, zu der er selbst ja so viel beigetragen hat, nur en passant behandelt.⁴⁰ Denn die Thematisierung von Krisen tauchte zunächst auch in der Form einer Sprachkritik auf, mit allen möglichen Handlungsaufforderungen zur Umkehr und zur Gestaltung einer anderen Zukunft. Die offene Frage lautet, wie Krisendiskurse in die politische Kultur der Bundesrepublik eingeschrieben wurden. Eine Fixierung auf die vielfach katastrophischen Untergangs- und Zukunftsszenarien ist dabei wohl eine zu einengende Perspektive. Abgesehen davon, dass man sich in der Krise wie im Weltuntergang (selbst-)gefällig einrichten kann – was selbst zu thematisieren wäre –, sind die damit verbundenen neuen Formen einer politischen und kulturellen Selbstthematisierung von Staat, Gesellschaft und Zukunft von Interesse, und das nicht zuletzt auch mit Blick auf die historischen Forschungsagenden.

Zu den Krisendebatten der 1970er Jahre zählt der »Streit um den Staat«, mithin das Verhältnis von Staat und Gesellschaft, das im Mittelpunkt der 13 sehr lesbaren, fast durchweg originellen Beiträge eines von Dominik Geppert und Jens Hacke vorbildlich eingeleiteten und edierten Sammelbandes steht.⁴¹ Behandelt wird ein breites Spektrum von Personen und Themen: von Wilhelm Röpke (Hans-Jörg Hennecke), Hans Werner Richter und der Gruppe 47 (Dominik Geppert) bis zu Themen wie der umstrittenen Pressefreiheit (Frank Bösch), der Auseinandersetzung mit der NS-Vergangenheit, wobei hier Hannah Arendt und Hans Magnus Enzensberger im Mittelpunkt stehen (Helmut König), dem »Bund Freiheit der Wissenschaft« (Daniela Munkel), konservativen Reaktionen auf den

35 Frank Bösch, Die Krise als Chance. Die Neuformierung der Christdemokraten in den siebziger Jahren, in: *Jaraus*, Ende der Zuversicht, S. 296–312.

36 Ebd., S. 299.

37 Bernd Faulenbach, Die Siebzigerjahre – ein sozialdemokratisches Jahrzehnt?, in: AfS 44, 2004, S. 1–37.

38 Bösch, Krise als Chance, S. 306.

39 Hans Maier, Fortschrittsoptimismus oder Kulturpessimismus? Die Bundesrepublik Deutschland in den siebziger und achtziger Jahren, in: *Raithel/Rödler/Wirsching*, Neue Moderne, S. 167–180.

40 Vgl. unter anderem Hans Maier, Sprache und Politik. Essay über aktuelle Tendenzen. Briefdialog mit Heinrich Böll, Zürich 1977.

41 Dominik Geppert/Jens Hacke (Hrsg.), Streit um den Staat. Intellektuelle Debatten in der Bundesrepublik 1960–1980, Vandenhoeck & Ruprecht, Göttingen 2008, 292 S., kart., 24,90 €.

Bericht des Club of Rome über »Die Grenzen des Wachstums« (Rüdiger Graf), der Atombewaffnung (Holger Nehring), der Nachrüstungsdebatte (Klaus Naumann) und dem Terrorismus (Jörg Requate). Deutlich wird einmal mehr der auf allen Feldern zu verzeichnende bundesdeutsche intellektuelle Aufbruch der Zeit um 1960, der wohl nicht zufällig mit dem Mauerbau zusammenfällt.⁴² Die Herausgeber ziehen von hier eine Linie bis in die 1970er Jahre und verstehen diese Zeit als eine (von ihnen selbst in Anführungszeichen gesetzte) »Wendezeit«, zwischen einer durch Nationalsozialismus, Krieg und Niederlage traumatisierten, desorientierten, weitgehend apolitischen Wiederaufbaugesellschaft und einer stärker pluralisierten, politisierten, freizeitorientierten Konsumgesellschaft (S. 12). Der Typus des »kritischen Intellektuellen« entstand erst in dieser Zeit: Eingeebnet und erst gelernt werden musste, so die Herausgeber, »die Praxis der Gesellschaftskritik, der öffentlichen Debatte, der politischen Auseinandersetzung innerhalb einer liberalen Verfassungsordnung« (S. 11). Staatskritik als Selbstverständigung über eine letztlich anerkannte Ordnung – diese etwas funktionalistische Interpretation passt zweifellos nicht allen, am wenigsten Joachim Scholtyseck. In seinem Beitrag über »Mauerbau und Deutsche Frage« geißelt er die »Weltabgewandtheit vieler Linksintellektueller« (S. 74), die zu »fellow travellers der Despotie wurden« (S. 85), während »liberalkonservative Argumente« (S. 86) für die Westbindung wenig Anklang fanden⁴³; ähnlich urteilt Wolfgang Kraushaar, der in den Protesten gegen die Notstandsgesetzgebung Anzeichen einer »Hysterie« erkennt.⁴⁴ Spannender sind die Beiträge, die die verschlungenen Wege einzelner Personen und deren intellektuelle Positionen nachzeichnen. Riccardo Bavaj zeigt, wie prominente, sich als linksliberale Kritiker verstehende Personen wie der Historiker Karl Dietrich Bracher (der vielen zeitgenössischen Historikern nicht zufällig als »Politikwissenschaftler« galt), der Politikwissenschaftler Kurt Sontheimer und der Soziologe Erwin Scheuch zunächst als Kritiker des traditionellen deutschen Staatsverständnisses auftraten, erst im Zuge der politischen Radikalisierung der Studentenbewegung ihre Positionen überdachten und vielfach gar nicht mehr an frühere Jahre erinnert werden wollten.⁴⁵ Daniela Münkel beschreibt, wie viele der ehemals linksliberal gestimmten Hochschullehrer im Umfeld des »Bund Freiheit der Wissenschaft« in ein dezidiert konservatives Fahrwasser gerieten und wie sehr sich gerade in diesem Umfeld jenes oben angesprochene Amalgam von Krise und Kritik herausbildete.⁴⁶ Den Höhepunkt dieser Kontroversen bildeten zweifellos die scharfen Auseinandersetzungen über »Regierbarkeit« und »Legitimationskrise des Staates«, die Jens Hacke seziert⁴⁷, ähnlich wie Gabriele Metzler, die zurecht stärker die außerdeutsche Dimension der Debatte, insbesondere die Einflüsse der Trilateralen Kommission, betont.⁴⁸ Beide Autoren konstatieren eine Dramatisierung, die aus historischer Perspektive nur schwerlich nachzuvollziehen ist. Überraschend ist der Verlauf auch, weil konservative Kritiker im Kontext eines beständigen Begriffskampfs der Linken terminologisch viel-

42 Auch mit Blick auf Zusammenhänge einer Generationengeschichte vgl. *Jens Hacke*, Philosophie der Bürgerlichkeit. Die liberalkonservative Begründung der Bundesrepublik, Göttingen 2006.

43 *Joachim Scholtyseck*, Mauerbau und Deutsche Frage. Westdeutsche Intellektuelle und der Kalte Krieg, in: *Geppert/Hacke*, Streit um den Staat, S. 69–90.

44 *Wolfgang Kraushaar*, Die Furcht vor einem »neuen 33«. Protest gegen die Notstandsgesetzgebung, in: ebd., S. 135–150, hier: S. 147.

45 *Riccardo Bavaj*, Verunsicherte Demokratisierer. »Liberal-kritische« Hochschullehrer und die Studentenrevolte von 1967/68, in: ebd., S. 151–168.

46 *Daniela Münkel*, Der »Bund Freiheit der Wissenschaft«. Die Auseinandersetzung um die Demokratisierung der Hochschule, in: ebd., S. 169–187.

47 *Jens Hacke*, Staat in Gefahr. Die Bundesrepublik der 1970er Jahre zwischen Legitimationskrise und Unregierbarkeit, in: ebd., S. 188–206.

48 *Gabriele Metzler*, Staatsversagen und Unregierbarkeit in den siebziger Jahren?, in: *Jarausch*, Ende der Zuversicht, S. 243–261.

fach die Butter vom Brot nahmen: Die neue Staatskritik, zumal am Wohlfahrtsstaat, kam nun zunehmend aus konservativen Reihen, während Teile der kritischen Linken nun plötzlich, wenn nicht den Status quo, dann doch die liberalen Fundamente des bundesdeutschen Staats hochhielten und dabei den Verfassungspatriotismus entdeckten.

Die Regierbarkeitsdebatte habe wohl nicht nur den »letzten Höhepunkt des grundsätzlichen Streits um die Bundesrepublik«⁴⁹ markiert: Was rückblickend am meisten erstaune, so Hacke, sei

»die verschwommene Gestalt der Bundesrepublik als Staat. Sie scheint – nur drei Jahrzehnte nach Kriegsende, ein Dutzend Jahre nach dem Mauerbau – in ihren gesellschaftlichen Problemen schon vollständig universalisiert und präsentiert sich auf den Spuren Forsthoffs als »paradigmatischer Staat der Industriegesellschaft« beziehungsweise des Spätkapitalismus.«⁵⁰

Scharfsinnig diagnostiziert Hacke, wie die nationale Identitätsdebatte der 1980er Jahre dieser Staatsdebatte auf dem Fuße folgte. Es handelt sich dabei zweifellos um Etappen der viel diskutierten »intellektuellen Gründung der Bundesrepublik«, die in den 1970er Jahren nochmals eine erstaunliche Dynamik entwickelte und die noch viel Aufmerksamkeit verdient.

Es ist es sicherlich kein Zufall, dass die meisten Autoren es vorziehen, den Begriff »liberal« in Verbindung mit linken *und* rechten politischen Orientierungen zu gebrauchen – angesichts der lange Zeit negativen Konnotation dieses Begriffs im Nachkriegsdeutschland ist das keine Selbstverständlichkeit. Diese Apostrophierung erscheint manchmal etwas gezwungen, manchmal auch etwas zu sehr auf den akademischen und politischen Konsens setzend. Aber vielleicht haben ja bei allen politischen Grundsatzkonflikten erst die 1970er und vor allem die 1980er Jahre in Deutschland jenen republikanischen Konsensliberalismus hervorgebracht, der die politische Kultur der Bundesrepublik mehr prägt, als die von den englischen Konflikten seit der Mitte der 1970er Jahre inspirierten Diagnosen des »Endes des Konsenses« im ersten Moment vermuten lassen.⁵¹

II. AMERIKANISCHE ZEITGESCHICHTE ALS »STREITGESCHICHTE«

Forschungsgagenden haben ihre jeweils eigene, auch nationalspezifische Logik. Das zeigt der Blick auf die historiografischen Debatten in den USA, wo es ebenfalls eine rege Publikationstätigkeit zu den Umbrüchen und Zäsuren in den 1960er und 1970er Jahren gibt, wengleich andere Fragen und Herangehensweisen dominieren. Im Gegensatz zu Deutschland ist man in den USA wenig belastet mit Zwängen, das Forschungsfeld der Zeitgeschichte abzustecken, wengleich man den Eindruck gewinnen kann, dass das »Zeitalter der Mitlebenden« die amerikanischen Forscherinnen und Forscher politisch weit mehr polarisiert, als das in Deutschland der Fall ist.

Auch in den USA steht die Frage im Raum, ob die Dekade der 1970er Jahre als eine formative Umbruchszeit zu verstehen ist. Das ist nicht selbstverständlich: »It Seemed Like Nothing Happened« lautet der Titel eines älteren, im Jahr 2000 neu aufgelegten Buchs von Peter Carroll.⁵² Nicht ohne leichte Ironie konterte Edward Berkowitz »Something Happened«, ebenso wie Bruce Schulman, der in seiner als Standardwerk geltenden

49 Hacke, *Staat in Gefahr*, S. 201.

50 Ebd., S. 202.

51 Als einer der ersten diagnostizierte dieses Ende Ralf Dahrendorf, *Was kommt nach dem Konsensus der bürgerlichen Wachstumsgesellschaft?* [1977], in: Hermann Glaser (Hrsg.), *Fluchtpunkt Jahrhundertwende. Ursprünge und Aspekte einer zukünftigen Gesellschaft*, München 1979, S. 43–54.

52 Peter N. Carroll, *It Seemed Like Nothing Happened. America in the 1970s*, New Brunswick, NJ 2000 (zuerst 1982).

Überblicksdarstellung von den »long 1970s« spricht. Darunter versteht Schulman die 15 »malaise- and mayhem-filled years« von 1969 bis 1984, in denen die USA »experienced a remarkable makeover. Its economic outlook, political ideology, cultural assumptions and fundamental social arrangements changed.« Schulman sieht einen »great shift [of] political power, economic dynamism, and cultural authority«.⁵³ Philip Jenkins spricht von einer »Decade of Nightmares«; für ihn sind die 1970er Jahre eine kritische Übergangszeit: »The End of the Sixties and the Making of Eighties America«.⁵⁴ Andere gehen weiter: »Will the Seventies never end?« war in der New York Times im Jahr 2005 zu lesen, und verschiedene Autoren verweisen darauf, dass in dieser Zeit neue kulturelle und politische Phänomene, Problemkonstellationen und Konflikte auftraten, in denen die USA bis heute gefangen seien.⁵⁵ Das Thema der Moderne spielt kaum eine Rolle, jedenfalls nicht in einer explizit theoretischen Form, eher im Sinne neuartiger moderner Lebensformen und eines postmodernen Stils.⁵⁶

1973 und 1975 sind wichtige Eckdaten der amerikanischen Geschichte. Fragen nach Ursachen und Verantwortung für den wenig glanzvollen militärischen Rückzug und den Frieden mit Nordvietnam 1973 und dann den politischen wie militärischen Untergang des südvietnamesischen Verbündeten 1975 führen mitten in das Zentrum amerikanischer Traumata, die gleichermaßen eine innen- wie außenpolitische Dimension haben. Ein anderer Fluchtpunkt der Darstellungen ist die Entstehung des Neokonservatismus und der evangelikalen Bewegungen sowie der Aufstieg Ronald Reagans. Diese Geschichte handelt von den Nachwirkungen der turbulenten 1960er Jahre. Die Fragmentierung und das Auseinanderbrechen der liberalen New Deal-Koalition, bestehend aus einer multiethnischen Arbeiterbewegung, Intellektuellen, Afroamerikanern sowie den politischen und sozialen Eliten des Nordens und des Südens, zählen dabei zu den herausragenden Entwicklungen der vorangegangenen Zeit. Das Zerbrechen des liberalen Konsenses der Nachkriegszeit – »Konsensliberalismus« ist der deutsche, im Amerikanischen nicht gebräuchliche Neologismus – und die neuen »culture wars«, die sich um Schulgebet und Abtreibungsfragen, Drogen- und Gewaltkultur, Gleichstellung von Frauen, Rechtsstellung von Minderheiten und, nicht zu vergessen, die extrem konfliktreiche Umsetzung von Bürgerrechtsforderungen insbesondere nach 1970 drehten, sind gut untersuchte Themen. Schließlich bilden Phänomene der modernen Massenkultur – Film, Musik, Literatur und Konsum – einen anderen Fokus der Darstellungen. Zwar spielt der Wandel von Werten eine wichtige Rolle, aber man muss in den Fußnoten lange nach Ronald Inglehart suchen, der in der deutschen Diskussion eine feste Größe ist (selbst für diejenigen, die ihn kritisieren). Referenzen sind eher der einflussreiche Aufsatz über die »Me Decade and the Third Great Awakening« des Journalisten und Schriftstellers Tom Wolfe, die »Culture of Narcissism« des Historikers und Sozialkritikers Christopher Lash und Daniel Bells »Cultural

53 Edward D. Berkowitz, *Something Happened. A Political and Cultural Overview of the Seventies*, New York 2006; Bruce J. Schulman, *The Seventies. The Great Shift in American Culture, Society, and Politics*, New York/London etc. 2001, S. XVI f.

54 Philip Jenkins, *Decade of Nightmares. The End of the Sixties and the Making of Eighties America*, Oxford 2006; ähnlich Stephen Paul Miller, *The Seventies Now. Culture as Surveillance*, Durham/London 1999; David Frum, *How We Got Here. The 70s: The Decade that Brought You Modern Life – For Better or Worse*, New York 2000.

55 Die New York Times zitiert nach Andreas Killen, 1973. *Nervous Breakdown. Watergate, Warhol, and the Birth of Post-Sixties America*, New York/London 2006, S. 1.

56 Hier vor allem die Arbeiten von Killen, 1973, und Miller, *Seventies*. Die komparatistisch und vielfach transnational angelegten Beiträge in Christof Mauch/Kiran Klaus Patel (Hrsg.), *Wettlauf um die Moderne. Die USA und Deutschland 1890 bis heute*. Mit einem Nachwort von Joschka Fischer, München 2008, thematisieren meist cursorisch die Einschnitte des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts.

Contradictions of Capitalism«.⁵⁷ Das ist auch ein Indikator dafür, dass die sozialwissenschaftliche Begriffsbildung insgesamt eher marginal ist – Bell ist mehr ein Beispiel für eine soziologische Kulturkritik auf hohem Niveau – und dass sich die Autoren weniger an abstrakten Begriffen abarbeiten, als vielmehr konkrete politische, kulturelle und soziale Phänomene und Konstellationen beschreiben; das heißt aber nicht, dass sie nicht auf kulturwissenschaftliche Fragestellungen und Themen zurückgreifen.

Insgesamt fällt auf, dass sowohl die Ölpreiskrise 1973 als auch die Rezession 1979 bis 1983 zwar Beachtung finden, aber wirtschaftliche Phänomene nicht so sehr als starke eigenständige Marker eines Epochenwandels dienen, jedenfalls nicht in dem Maße, wie das in Deutschland vielfach der Fall ist.⁵⁸ Das mag erstaunen, da die beiden Ölpreiskrisen die Psyche der USA wahrscheinlich härter als die der Europäer trafen. Die Stagflation der 1970er Jahre hatte nachhaltige Folgen für die Amerikaner, die sich, vor die Wahl gestellt, weniger zu konsumieren oder länger zu arbeiten, für die letztere Alternative entschieden. Außerdem war der wirtschaftliche Strukturwandel – man denke an die Deindustrialisierung insbesondere des industriellen Nordostens und damit verbunden die Verschiebung der industriellen Basis in den amerikanischen Süden – mit dem damit einhergehenden Bedeutungsverlust der Gewerkschaften und Einbußen an Reallöhnen dramatischer als beispielsweise in der Bundesrepublik. Der Amerikanische Fordismus geriet in eine tiefe Krise, auch mit weltpolitischen Implikationen.⁵⁹ Ein Grund für die andere Perspektive mag sein, dass die 1970er Jahre zwar als eine bleierne Dekade wirtschaftlicher Stagnation und Inflation erscheinen, als man Marktanteile vor allem an die deutsche und japanische Industrie abgeben musste; aber ähnlich wie in Großbritannien erscheinen diese Jahre etwas ambivalent nicht nur *nach* dem langen »Boom« der Nachkriegszeit, sondern *vor* dem großen, im »Age of Reagan« einsetzenden konjunkturellen Boom, der die USA binnen weniger Jahre dramatisch veränderte.⁶⁰ Dabei kann wenig Zweifel daran bestehen, dass in den 1970er Jahren vielfach die Grundlagen für diese Entwicklung gelegt wurden, zunächst durch die Liberalisierung des Flugverkehrs, dann des inneramerikanischen Ölmarkts. Eindringlich stellt der Finanzanalyst Richard Duncan in dem (nicht historisch argumentierenden) Buch »The Dollar Crisis« die Folgen der Abkehr von Bretton Woods im Bereich der Geld- und Finanzwirtschaft dar. Anhand vieler Schaubilder illustriert er nicht nur die Wurzeln des weltweiten spekulativen Booms – die Ökonomin Susan Strange sprach schon 1986 vom »casino capitalism«⁶¹ –, sondern zeigt auch, wie die amerikanische Staatsver-

57 Interessant ist die zeitliche Nähe aller dieser Publikationen. Vgl. *Ronald Inglehart*, *The Silent Revolution. Changing Values and Political Styles among Western Publics*, Princeton, NJ 1977; für eine frühe Fassung vgl. *ders.*, *The Silent Revolution in Europe. Inter-Generational Change in Post-Industrial Societies*, in: *American Political Science Review* 65, 1971, S. 991–1017; *Daniel Bell*, *The Cultural Contradictions of Capitalism*, London 1976; *Christopher Lash*, *The Culture of Narcissism. American Life in an Age of Diminishing Expectations*, London 1976; *Tom Wolfe*, *The Me Decade and the Third Great Awakening* [1976], in: *The Purple Decades*, London 2005, S. 265–96.

58 Die vielleicht beste kurze Zusammenfassung gibt Berkowitz, ein Experte auf dem Feld der Sozialpolitik, in: *ders.*, *Something Happened*, hier: S. 53–70; vgl. auch *Michael A. Bernstein/ David Adler* (Hrsg.), *Understanding American Economic Decline*, New York 1994.

59 Für die Entscheidung der Amerikaner für mehr und längere Arbeit auch auf Kosten von Urlaub vgl. die international vergleichend angelegte Arbeit von *Gary C Cross*, *An All-Consuming Century. Why Commercialism Won in Modern America*, New York 2000. Die schwierigen wirtschaftlichen Rahmenbedingungen werden gut herausgearbeitet in *Yanek Mieczkowski* (Hrsg.), *Gerald Ford and the Challenges of the 1970s*, Lexington 2005; *Mark Rupert*, *Producing Hegemony. The Politics of Mass Production and American Global Power*, Cambridge 1995.

60 *John Ehrman*, *The Eighties. America in the Age of Reagan*, New Haven/London 2005.

61 *Susan Strange*, *Casino Capitalism*, Oxford 1986.

schuldung, die chronischen Handelsbilanzdefizite und die Geldpolitik zu wiederholten spekulativen »economic bubbles« führten.⁶²

Nicht zu überblicken ist die Literatur zu den sozialen, politischen und kulturellen Umwälzungen vor allem der zweiten Hälfte der 1960er Jahre. Sind die Entwicklungen während der 1970er Jahre als Nachklänge früherer Ereignisse und Konflikte zu verstehen? Leben die Amerikaner in einem Zeitalter der »post-60s«? Große Beachtung hat Rick Perlsteins »Nixonland. The Rise of a President and the Fracturing of America« gefunden:⁶³ Auf über 800 Seiten, die leicht mit einem Register zu erschließen sind, breitet er mit bemerkenswertem narrativen Talent (das freilich wenig mit deutschen Traditionen wissenschaftlicher Geschichtsschreibung zu tun hat) und einem Hang zur prägnanten, wenn auch manchmal überzogenen Formulierung minutiös nicht nur die Geschichte der kritischen Jahre der Präsidentschaft Richard Nixons bis zu dessen Rücktritt 1974 aus, sondern verwebt diese mit den Entwicklungen in den verschiedensten Bereichen des öffentlichen wie des privaten Lebens der Amerikaner seit den 1960er Jahren. Kaum ein Aspekt des öffentlichen Lebens, den er nicht anschnidet, und das auf eine erfrischend unkonventionelle Art und Weise, so wenn er detailliert den demokratischen Parteitag 1968 aus einer Wohnzimmerperspektive darstellt oder genüsslich die 80 Nominierungen für das Amt des Vizepräsidenten 1972 präsentiert. Die Geschichte der USA ist durchzogen von Gewalt, die sich krakenhaft ausbreitet, in der realen nicht weniger als in der virtuellen Welt der Medien. Tatsächlich beginnt das Buch mit der »Hell in the City of Angels«, den Unruhen in Watts: Detailliert und mit einem anthropologisch geschulten Blick verfolgt Perlstein die sich ausbreitenden Unruhen und die eskalierende Gewalt.

Diese Gewalt habe sich, so die Diagnose, in der politischen Kultur des Landes festgesetzt. Rick Perlstein diagnostiziert in diesem Zusammenhang das Ende des amerikanischen Konsenses der Nachkriegszeit. Kritisch zeichnet er die Drogen- und Popkultur nach, betont dabei, wie sich die Gesellschaft der Vereinigten Staaten innerhalb weniger Jahre veränderte, zunächst nur an den Rändern, dann aber schnell bis hinein in die Familien der weißen Mittelschichten, schließlich auch in den Bastionen der Medien und der politischen Macht. Der Präsident Richard Nixon ist in der Darstellung Perlsteins nicht die reagierende, sondern die eigentlich treibende Kraft der Spaltung des Landes. In dem von ihm gezeichneten Psychogramm Nixons erscheint dieser als eine nachgerade dämonisch misanthropische Figur, als eine Verkörperung jenes »paranoid style« der amerikanischen Politik, welchen Richard Hofstadter in seiner Charakterisierung der Geschichte der amerikanischen Rechten ausmachte. Perlstein beschreibt die Bunkermentalität, die sich im Weißen Haus breit machte und die zu einer Erklärung des Einbruchs im Watergate Hotel beizutragen vermag. Nachgezeichnet werden die Strategien, die politischen Gegner – wen auch immer der von starken Ressentiments gegen das amerikanische Establishment geprägte Nixon dazu rechnete – zu spalten, mit dem Ziel, der Republikanischen Partei eine neue politische Mehrheit zu verschaffen. Dazu zählen die Gesetzgebung im Bereich der Rassen-, Wohlfahrts- und Kunstpolitik oder die Strategie, im Vietnamkonflikt Friedensfühler auszustrecken und zugleich den Krieg auszuweiten. Nixon ist demnach der ultimative Populist, der auf der Klaviatur des »big government« (einschließlich einer keynesianischen Politik) geschickt spielte, Personen und Gruppen gezielt diffamierte, und das alles mit dem Ziel, die »Silent Majority« der weißen Mittelschichtenwähler an sich zu binden. »Nixonland« handelt demnach vom »rise of two American identities«: von konservativen Wählern und Eliten einerseits, die die politische Dekadenz ihres Landes nicht verstehen können beziehungsweise wollen und mit Misstrauen auf die kulturellen, vermeintlich amoralischen

62 *Richard Duncan*, *The Dollar Crisis. Causes, Consequences, Cures*. Revised and updated, Hoboken, NJ 2005 (zuerst 2003).

63 *Rick Perlstein*, *Nixonland. The Rise of a President and the Fracturing of America*, Scribner, New York 2008, 896 S., geb., 37,50 \$.

schen Eliten schauen, und den »liberals, ›cosmopolitans‹, ›intellectuals‹ and ›professionals‹« andererseits, die ihr Land von kleinkarierten und ressentimentgeladenen Personen und Gruppierungen regiert und gegängelt sehen.⁶⁴ Dieses extrem konfrontative Klima des »Nixonland« prägt demnach die fragmentierte politische Kultur der USA bis heute; ohne die Regierung George W. Bushs zu nennen, ist doch klar, dass Perlstein diese ganz in der Tradition des »Nixonland« verortet. Die Krise der liberalen politischen Kultur der Nachkriegszeit ist das Leitthema, und das mit einem Schuss Nostalgie. Den Gegenpol bildet das schon 2001 erschienene Buch von Stefan F. Hayward. Dessen Sympathien für die Nixon-Administration halten sich zwar auch in Grenzen, aber der sich seit der Mitte der 1960er Jahre abzeichnende »fall of the old liberal order« mündet bei ihm – nicht ohne einen gewissen Triumphalismus – 1980 in das »Age of Reagan«, das ähnlich wie das »Age of Roosevelt« zuvor eine neue Epoche der amerikanischen Geschichte einläutete.⁶⁵

Im Kontext einer solchen Problemstellung sind auch neuere Arbeiten zu sehen, welche die erfolgreiche Etablierung der sich neu formierenden politischen und religiösen Rechten in den USA im Kontext der Außenpolitik wie der »culture wars« behandeln. Die 1970er Jahre als Zeit der konservativen und nicht zuletzt der religiösen Erneuerung, als »Third Great Awakening« – auch diese Interpretation geht auf den schon genannten Wolfe zurück. Dieses Thema steht im Mittelpunkt des Sammelbandes »Rightward Bound« von Bruce J. Schulman und Julian E. Zelizer.⁶⁶ Die beiden Autoren postulieren hier einmal mehr die 1970er Jahre als eine Wendezeit: Diese Jahre »unlock the mysteries of today because the decade constituted a critical turning point in American history that established the foundation of current public debate« (S. 2), ja in dieser Zeit fänden sich die »sources of the nation's present dilemmas« (S. 5). In 14 kurzen, meist prägnanten und empirisch gehaltenen Beiträgen werden in einem ersten, insgesamt stärkeren Teil des Buchs die Formierung der neuen konservativen Rechten und dann in einem zweiten Teil konkrete innen- und außenpolitische Politikfelder vorgestellt. Fast allen Beiträgen geht es darum zu zeigen, wie der neue Konservatismus als eine Bewegung »von unten« zu verstehen ist, wie er in den politischen Traditionen des Landes wurzelt und wie er die politische Sprache und den Politikstil fundamental veränderte. Die Beiträge auch dieses Bandes stammen bezeichnenderweise von Autoren, die eher dem amerikanischen »liberalen« Spektrum zuzurechnen sind. Wer die amerikanischen »culture wars« verstehen will, die sich an den Fragen von »race, class, gender and religion« entzündeten und die seit 40 Jahren die inneramerikanischen Debatten prägen, wird in den Beiträgen fündig. Kulturelle Identität, das große Thema der Bürgerrechtsbewegung der 1960er Jahre, rückte gerade auch im Umfeld der neuen Rechten in den Vordergrund, wie Thomas J. Sugrue und John D. Skrentny mit Blick auf die »performative ethnicity« jener »unmeltable ethnics« zeigen (so die Bezeichnung für Polen, Italiener und Griechen in einem zeitgenössischen Buchtitel), die von den Republikanern als neue Klientel einer »Silent Majority« entdeckt wurden. Alle Autoren zeigen, wie sehr die Zuschreibungen insbesondere von Rasse, Geschlecht, Religion und (christlichen) Werten in den Strudel der politischen Auseinandersetzungen gezogen wurden. Die neue Rechte war ein »upheaval against the counter culture«, so Paul Boyer in seinem Aufsatz über das Netzwerk der neuen Christlichen Rechten; Alice O'Connor spricht von einer wahren »counterrevolution«⁶⁷,

64 Ebd., S. 746f.

65 *Stephen F. Hayward*, *The Age of Reagan. The Fall of the Old Liberal Order 1964–1980*, Roseville, CA 2001. Der Titel spielt auf Arthur Schlesingers Jr. Buch, *The Age of Roosevelt*, an. Schlesinger war einer der bekanntesten Vertreter des »old liberal order«, der auch politisch aktiv war. Die implizite Pointe ist, dass das Zeitalter Reagans auch eine neue Geschichtsschreibung brauche.

66 *Bruce J. Schulman/Julian E. Zelizer* (Hrsg.), *Rightward Bound. Making America Conservative in the 1970s*, Harvard University Press, Cambridge, MA/London 2008, 373 S., geb., 45,00 €.

67 Der Gebrauch des Begriffs »Gegenrevolution« ist nicht auf die Linke und die Liberalen beschränkt; für einen positiven Gebrauch seitens eines Konservativen vgl. zum Beispiel *Hayward*, *The Age of Reagan*.

die sich gegen die Bewegungen der Schwulen und Feministen und das liberale Establishment in Washington richtete. O'Connor umreißt in ihrem Beitrag »Financing the Counterrevolution« die Entstehung neuer, einflussreicher Stiftungen, die die Meinungsvorherrschaft etablierter »liberaler« Institutionen wie der Ford Foundation brachen.

Sehr deutlich werden die lokalistischen Traditionen, in denen die »grass-roots« der neuen Rechten zurückreichen. Die Defensive gegen den sozial- und rassenpolitisch intervenierenden Wohlfahrtsstaat – »big government« – spielte dabei eine wichtige Rolle, wie Joseph Crespino in seinem Beitrag »Religious Right and Civil Rights« zeigt. Die große Welle der Bürgerrechtsbewegung hatte früher stattgefunden, aber in den 1970er Jahren ging es um die konkrete Umsetzung, nicht nur in den Südstaaten, sondern im ganzen Land. Dabei führte die neue Behandlung privater Schulen durch die Finanzbehörden zu einer Welle der Empörung. Tatsächlich gibt es kaum ein zeitgenössisches Thema, das nicht mit der Expansion des amerikanischen Wohlfahrtsstaats verbunden gewesen wäre, da die für die meisten Bundesstaaten, aber auch für Schulen und Universitäten lebenswichtigen Zuschüsse durch die Regierung in Washington vielfach an gesetzliche Bedingungen geknüpft waren. Genau an diesem Punkt setzten Widerstände all jener Gruppen ein, die aus sehr verschiedenen Gründen ihre lokale, regionale oder auch religiöse Autonomie gegen den wachsenden Einfluss der Bundesregierung ausspielten. Das war Wasser auch auf die Mühlen der auf ihre »state's rights« pochenden Staaten im Süden wie im Westen, und das in einer wichtigen Phase, als sich infolge der Deindustrialisierung der klassischen Industriezentren im Nordosten der USA Hunderttausende auf den Weg in eine neue Heimat machten. Damit einher ging eine nachhaltige Verschiebung der Wählerloyalitäten dieser Staaten hin zu den Republikanern. Leider vermisst man in diesem Band eine Darstellung der heterogenen Zusammensetzung der amerikanischen Konservativen zu Beginn der Präsidentschaft Reagans.

Mehrere Beiträge des Sammelbandes gehen auf die 1970er Jahre als neue, formative Phase der amerikanischen Innen- und Außenpolitik ein. »Deregulierung« der Wirtschaft war das große Schlagwort. Manches klingt Dekaden später zynisch, so wenn Meg Jacobs in ihrem Beitrag »The Conservative Struggle and the Energy Crisis« Kenneth Lay, den Vorstand des inzwischen bankrotten Enron-Konzerns, zitiert, der als Deputy Secretary of Energy dem Präsidenten Richard Nixon gegenüber erklärte, dass das Problem im Bereich der öffentlichen Erdölversorgung in Form von öffentlichen Preisregulierungen »has resulted from outmoded Government policies, from excessive tinkering with the time tested mechanisms of the free market« (S. 197). In die 1970er Jahre fällt auch der von Jeremi Suri beschriebene Aufstieg und jähe Niedergang Henry Kissingers als »heroic public figure« (S. 244). Ende der 1970er Jahre, spätestens nach dem Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan, symbolisierte Nixons früherer Secretary of State in den Worten Suris für viele eine mittlerweile anachronistische »Realpolitik des Kalten Kriegs«. Umgekehrt wurden Jimmy Carters Menschenrechtskampagnen, seine Politik in Mittelamerika (Derek A. Buckaloo) und schließlich seine Ohnmacht nach den Ereignissen in Teheran Ende 1979 von Konservativen als Zeichen der Schwäche und als Scheitern der Nationalen Sicherheitspolitik (Julian E. Zelizer) scharf kritisiert.

In seinem Buch »The Long Road to Baghdad« greift der Diplomatiehistoriker Lloyd C. Gardner diese Fäden auf.⁶⁸ Auch er argumentiert, dass in den 1970er Jahren die Grundlagen für die amerikanische Außenpolitik der folgenden drei Dekaden gelegt worden seien, und das nicht nur, weil in dieser Zeit Männer wie unter anderem Dick Cheney, Donald Rumsfeld und Alan Greenspan unter dem Präsidenten Gerald Ford politische Karrieren machten.⁶⁹ Wie das Desaster des Vietnamkriegs überschatteten die zeitgenössischen Dia-

68 *Lloyd C. Gardner*, *The Long Road to Baghdad: A History of U. S. Foreign Policy from the 1970s to the Present*, The New Press, New York/London 2008, 310 S., geb., 17,99 £.

69 Vgl. dazu auch *Jim Mann*, *Rise of the Vulcans. The History of Bush's War Cabinet*, New York 2004.

gnosen wirtschaftlicher Schwäche sowie innenpolitischer Unentschiedenheit und Orientierungslosigkeit die amerikanische Außen- und Militärpolitik; sie erklären nach Gardner ganz wesentlich die beiden amerikanischen Irakkriege. Das Buch ist chronologisch-ereignisgeschichtlich angelegt, wobei die Darstellung umso dichter wird, je näher der Verfasser der Gegenwart kommt. Unübersehbar geht es auch diesem Autor um eine Abrechnung mit der Politik der Regierung George W. Bush.

Lesenswert ist das Buch aber nicht zuletzt deshalb, weil Gardner pfadabhängige Handlungsmuster und politikstrukturierende Denkmuster aufzeigt und dabei Überlegungen anstellt, die weit über das Feld der Außenpolitik hinaus von Interesse sind, auch wenn vieles davon nicht neu ist. Die scharfe konservative Kritik an Carters Eingeständnis des »Scheiterns« in Vietnam ist ein guter Einstieg. Dabei macht Gardner nicht allein die Republikaner für den Politikwechsel der folgenden Jahre verantwortlich. Die eigentlichen *dramatis personae* sind für ihn zum einen Walt Whitman Rostow, der frühere Berater Kennedys und spätere Sicherheitsberater, der zäh an der Unterstützung Südvietnams festhielt, als alle das Land aufgegeben hatten, und zum anderen Zbigniew Brzezinski, Carters Nationaler Sicherheitsberater (und Gegenspieler des eher liberalen Secretary of State Cyrus Vance), der Carter nach 1979/80 gewissermaßen auf außenpolitischen Kurs gebracht habe. Rostows Einfluss auf die amerikanische Außenpolitik basiert wohlgerne auf einer sehr lockeren Konjektur Gardners, und man mag kritisch fragen, ob Rostow, der inzwischen für vieles erhalten muss, was nicht nur in der amerikanischen Außenpolitik, sondern auch in der älteren innen- und außenpolitischen Modernisierungsagenda (nicht nur in den USA) falsch lief, nur mehr die Funktion eines Platzhalters hat.⁷⁰ Tatsächlich will Gardner am Beispiel Rostows die bis in die Gegenwart reichenden Kontinuitäten des Modernisierungsoptimismus der 1960er Jahre mit seinen Metaphern von gesellschaftlichem und technischem Fortschritt, dem Denken im Sinne von »frontiers« und der Amerikanischen Mission aufzeigen: »Creative destruction«, namentlich die Idee, dass die soziale, politische und wirtschaftliche Neugestaltung von außen, auch durch Gewalt kommen müsse, habe auch bei der Begründung der Irakpolitik eine wichtige Rolle gespielt. Dahinter verbirgt sich für Gardner die Sprache der »the new-age muscular Wilsonians influencing foreign policy« (S. 12).

Im Kontext dieses Modernisierungsdenkens verortet Gardner auch die viel diskutierten Äußerungen des Deputy Director of the Policy Planning Staff, Francis Fukuyama, zum »Ende der Geschichte« und über den Anbruch eines neuen »Amerikanischen Jahrhunderts« (Gardner zitiert dabei im Übrigen die ätzende Kritik des damals über 90-jährigen George Kennan). Das ist auch ein Hieb auf diejenigen, die mit dem zweiten Irakkrieg in militärischen Mitteln eine schnelle Lösung für die Neugestaltung der regionalen Ordnung sahen, formuliert in Worten, die in der Tat an Rostow erinnern. Sicherheitsberater Brzezinski wird als genuiner Vordenker dieser außenpolitischen Strategie wie im Übrigen einer neuen, starken »Imperial Presidency« identifiziert: Gardner verweist auf Brzezinskis Beschwörungen eines »arc of crisis«, der sich von Zentralasien über den Mittleren Osten nach Nordafrika hinziehe, nicht zuletzt aber auch auf die Formulierung der sogenannten »Carter Doctrine« nach dem Einmarsch der Sowjetunion in Afghanistan, mit der von außen kommende Interventionen im Persischen Golf als Angriff auf die »vital interests« der Vereinigten Staaten bezeichnet wurden, die mit allen Mitteln, auch mit militärischer Gewalt, abgewehrt werden müssten. Er zieht eine Linie von der »Carter Doctrine« zu George W. Bushs Strategie des »shock and awe« im Jahr 2003 (S. 64 f.). Leider wird dieser wichtige Punkt mehr konstatiert als systematisch dargestellt.

Prägnant beschreibt der Verfasser die Entwicklung und die Entscheidungen während der Präsidentschaften von Ronald Reagan und George Bush senior. Dazu zählen die verwickelten, opportunistisch-machtpolitischen Triangulationen der amerikanischen Politik

70 Nils Gilman, *Mandarins of the Future. Modernization Theory in Cold War America*, Baltimore/London 2003.

zwischen dem Iran, Irak und Afghanistan mit ihren Erweiterungen im Nahen und Mittleren Osten und in der ›Dritten Welt‹. Gardner ruft nochmals die vielen Merkwürdigkeiten des ersten Irakkriegs ins Gedächtnis, angefangen bei den dubiosen, von einer privaten Werbefirma organisierten, nachgerade postmodern anmutenden öffentlichen Kampagnen des »Project for a New American Century« bis hin zu der Tatsache, dass dieser Krieg dank der reichlichen finanziellen Unterstützung der Verbündeten der preisgünstigste in der amerikanischen Geschichte war. Dabei war die Bilanz aus Sicht der Befürworter höchst zwiespältig: Auf der einen Seite diagnostiziert Gardner eine fast ungezügelte Hybris der Macht, die zu Beginn der 1990er Jahre durch die Implosion der Sowjetunion noch verstärkt wurde. Andererseits sieht er eine nachhaltige Erbitterung darüber, dass Bush senior nicht in Bagdad einmarschiert war und damit den militärischen Sieg verspielte. Gardner bringt viele Beispiele dafür, wie von prominenten Konservativen einmal mehr dieser »lack of willpower« beschworen wurde, der ja nun nicht nur den innenpolitischen Kritikern des Kriegs, sondern auch dem »alten Europa« zugesprochen wurde. Davon handelt bekanntlich auch Robert Kagans Buch »Of Paradise and Power« mit der polemischen und medial gut verwertbaren Zuspitzung, dass die friedliebenden Europäer von der Venus, die kriegerischen Amerikaner dagegen vom Mars seien.⁷¹ So krude eine solche Gegenüberstellung auch sein mag, sie führt zurück in die späten 1970er und frühen 1980er Jahre mit den transatlantischen Auseinandersetzungen nicht nur über Ängste, Risiken und Sicherheit im Zusammenhang von Entspannungs-, Friedens- und Militärpolitik, sondern auch über unterschiedliche nationale Identitäten dies- und jenseits des Atlantiks.⁷²

Der Kult der Nervenstärke weckt nicht nur Erinnerungen an die deutsche Geschichte des Kaiserreichs, er passt auch gut zur Interpretation des Kulturhistorikers Andreas Killen, dessen Buch »1973. Nervous Breakdown. Watergate, Warhol, and the Birth of Post-Sixties America« nicht nur ein Lesevergnügen ist, sondern auch viele Anregungen bietet.⁷³ Versiert in modernen Kulturtheorien, die aber nicht expliziert werden, beschreibt er anhand einer Vielzahl von Ereignissen und Episoden, die mitunter sehr assoziativ kombiniert werden, nicht nur die Signatur eines Jahres, sondern einer sich dramatisch verändernden kulturellen und politischen Landschaft. Das gelingt ihm auch deshalb, weil er geschickt zum einen mit Rückblenden auf die vorangegangenen Jahre und zum anderen mit Ausblicken auf die Zukunft arbeitet. 1973 ist für Killen das Jahr, das mit dem Ende des Kriegs in Vietnam, Watergate und dem Ende des »greatest prolonged boom in the history of capitalism« (ein Thema, das dann aber nicht angemessen behandelt wird) eine kulturelle Wasserscheide und damit »a moment of major realignments and shifts in American politics, culture and society« (S. 5) bildet. Die verschiedenen Aufbrüche und Strömungen der vorangegangenen Jahre liefen in diesem Jahr gewissermaßen auf Grund, Erwartungen zerstoben. Nicht zufällig beginnt Killen mit Flugzeugkatastrophen, die ihn wiederum auf die unterschiedlichsten Themen wie Luftfahrtsicherheit, den Terrorismus, den Bau neuer Großflughäfen, das entstehende Programm der Deregulierung, aber auch auf das Feld Geschlechterauseinandersetzungen im Cockpit wie in den Flugkabinen führen. Nicht nur das traditionelle Hollywood der Studios war zu Beginn der 1970er Jahre am Ende, sondern ebenfalls, so die etwas gewagte These, die Musikszene, wobei für Killen vor allem letztere den Aufbruchsgeist der vorangegangenen Jahre verkörperte. Tatsächlich ist der Buchtitel einer Besprechung des Rolling Stones Albums »Goat's head soup« in der Zeitschrift *Cream* entliehen, worin die Stones kritisiert werden, dass sich ihr »brand of outlaw chic«

71 Robert Kagan, *Of Paradise and Power. America and Europe in the New World Order*, New York 2003.

72 Vgl. Dieter Rucht, *Modernisierung und neue soziale Bewegungen. Deutschland, Frankreich und USA im Vergleich*, Frankfurt am Main 1994; Klaus Wiegrefe, *Das Zerwürfnis*. Helmut Schmidt, Jimmy Carter und die Krise der deutsch-amerikanischen Beziehungen, Berlin 2005.

73 Killen, 1973.

abgenutzt habe und dass sie, gefangen in ihrer Rolle als »superstars«, nur mehr sich selbst spielten, allen voran Mick Jagger als neuer »society creep« (S. 10).

Killen beschreibt an solchen und vielen anderen Beispielen nicht nur den in diesem Kontext entstehenden Zustand einer sich ausbreitenden Unentschlossenheit, Rat- und Orientierungslosigkeit, der mitunter ausgesprochen paranoide Züge aufwies. Ebenso wichtig und für den Leser fast interessanter sind ihm die daraus sprießenden Anfänge neuer Entwicklungen. Dazu zählt die faszinierende Geschichte der »Operation Homecoming«, das heißt die vom Verteidigungsministerium sorgfältig organisierte Rückkehr der von den Nordvietnamesen in vielen Fällen über Jahre gefangen gehaltenen amerikanischen Soldaten: Es handelt von den Heimkehrern, die nach Jahren der Abwesenheit ihr Land und ihre Familien nicht mehr verstanden und sich untereinander stritten über das, was sie in Vietnam erlebt hatten, von zeitgenössischen Debatten über Folterungen, Gehirnwäsche und über das »Stockholm-Syndrom« – die auch in verschiedenen anderen Zusammenhängen diskutierte Identifikation von Opfern des Terrorismus mit ihren Tätern – bis hin zu der späteren medialen Verarbeitung dieser nationalen Traumata in Filmen. Killen entdeckt in dieser bekannten Geschichte neue Aspekte, Zusammenhänge und Verbindungen. Wer denkt schon an die UFO-Angst des Jahres 1973, in der auch die Verwundbarkeit der USA thematisiert wurde? Im Kontext der Auseinandersetzung über Vietnam, der Krise von »family values«, von Drogen und Gewalt und nicht zuletzt infolge der berühmten, bis heute heftig diskutierten Entscheidung des Supreme Court zur Abtreibung im Fall Roe versus Wade, der in allen Darstellungen breit behandelt wird, begann sich die neue politische Rechte zu formieren, ja Killen spricht in diesem Zusammenhang vom »Year one« (S. 1) des bis heute dauernden »culture war«.

Besser als den übrigen Überblicksdarstellungen gelingt es Killen, die Geschichte der Massenmedien einschließlich der zeitgenössischen Literatur in seine Darstellung zu integrieren. Dabei geht es ihm zum einen um konkrete Entwicklungen. So wird der Kult der aufkommenden Starindustrie mit Andy Warhol als Vordenker und geschicktem Inszenierer beschrieben. Hollywoods Wiederaufstieg begann mit »The Exorcist«, »American Graffiti« und »The Godfather«, Filmen des neuen »directors cinema«. Zum anderen geht es Killen aber um die Welt der »simulacra« (Jean Baudrillard), der unendlichen Vervielfältigung der Realität durch Bilder. Symptomatisch erscheint ihm die TV-Serie »An American Family«, die Geschichte einer sich auseinanderlebenden kalifornischen Mittelklassefamilie in den Suburbs, mit der sich 1973 das neue Genre der »reality TV-shows« etablierte. Das ganze amerikanische Drama von »family values« bis hin zu der Frage, ob die Medien für den Niedergang amerikanischer Werte verantwortlich seien, wird hier eingefangen. Killen interessieren dabei die Grenzen zwischen Bildern und Realität, und er zweifelt nicht, dass die amerikanische Massengesellschaft sich in ihren Medien wiedererkennt, so wie die »American Family« vor laufender Kamera ihrer eigenen Auflösung zusah. Die medial vermittelte Selbstbeobachtung von Individuen wie der Gesellschaft und die Versuche, Realität auch in der Form von Bildern zu kontrollieren, führen auch in den politischen Bereich. Die von Richard Nixon im Weißen Haus angebrachten Abhöranlagen, die am Schluss den Präsidenten selbst entlarven und überführen sollten, sind in diesem Zusammenhang ein mindestens so kuriozes wie spannendes Thema.⁷⁴

Es gibt keine amerikanische Überblicksdarstellung, die auf die Darstellung von Kultur und Medien verzichten könnte. Das hat zweifellos mit der »television heritage« zu tun, von der Derek Kompare spricht, welche selbst historisiert werden will.⁷⁵ Wer sich einen Überblick über dieses Erbe der 1970er Jahre verschaffen will, kann auf Will Kaufmans »American Culture in the 1970s« zurückgreifen, das eine Einführung und Systematisie-

74 Vgl. auch das etwas disparate Buch von Miller, *Seventies*.

75 Derek Kompare, *Rerun Nation. How Repeats Invented American Television*, New York 2005.

rung einzelner Entwicklungen und Diskussionen geben will.⁷⁶ Ein roter Faden des Buchs ist die Kritik an Daniel Bells kulturkritischer Kritik der modernen Massenkultur. Zwar ist Kaufmans Buch offenbar für den universitären Betrieb konzipiert – wichtige Textpassagen aus Büchern werden reproduziert –, aber selbst für den Unterricht ist es wenig geeignet, da der Autor über weite Strecken nur umfassend Titel und Namen auflistet beziehungsweise zeitgenössische Bücher, Filme und Positionen kurz zusammenfasst. Immerhin wird deutlich, wie intensiv sich die amerikanischen »Cultural Studies« mit Massenmedien beschäftigen, mehr noch wie die Strömungen der Postmoderne im Umfeld der populären Massenkultur angesiedelt sind.⁷⁷

III. SUBKULTUREN UND INTELLEKTUELLENMILIEUS

Es ist auch dem Zufall des Rezensionswesens zuzuschreiben, wenn im Folgenden zunächst zwei Bücher von Schweizer Autoren vorgestellt werden, die keineswegs den Anspruch haben, die Geschichte der Schweiz der 1970er Jahre zu schreiben oder gar wissenschaftlich zu sein.⁷⁸ Es sind Geschichten, welche diese Dekade zum Thema haben, die sich aber so an vielen anderen Orten und in anderen Ländern ereignet haben könnten. Das gemeinsame Thema ist das Aufwachsen eher unkonventioneller Jugendlicher in den 1970er Jahren. Das ist nicht nur mit Blick auf Generationenkonflikte von Interesse. Zugleich verbirgt sich hinter diesen Selbstberichten mehr, nämlich sehr unterschiedliche Perspektiven auf diese Zeit, die sich auch in der neueren Historiografie niederschlagen.

In der »Roten Fabrik« in Zürich traf sich in den 1970er Jahren nicht die selbst erklärte Avantgarde der politischen Linken, sondern Punk-Bands aus der Schweiz und dem Ausland. Wie es in der Einleitung von Lurker Grand zu »Hot Love. Swiss Punk & Wave 1976–1980« heißt, suchten Musiker und Zuhörer zunächst nur eines, nämlich ein »Exil vor der Normierung, vor dem Druck der Spießer und der Hippies. Vor Zwängen und was man dafür hielt« (S. 8). Dieser aus Interviews, Reminiszenzen, Zeitdokumenten und vielen Plakaten und Bildern zusammengestellte Band illustriert das Altern der Urgeneration des Punk, wozu die Bemühungen um Selbsthistorisierung, gewürzt mit einem guten Schuss Nostalgie gehören: Der Band ist eine Art Schweizer Familienalbum, zu sehen an dem beiliegenden, großformatigen Stammbaum. Dafür gibt es inzwischen eine ganze Reihe von Vorbildern, nicht nur aus dem Mutterland der Bewegung.⁷⁹ Es geht um Fragen nach den musikalischen Ursprüngen und Strömungen vor dem Winter 1976/77, als mit der Gründung der kurzlebigen englischen Punk-Band »Sex Pistols« der entscheidende Funke auch in die Schweiz übersprang. Diese Traditionsbildung hat früh begonnen, nicht zuletzt dank des englischen Autors Greil Marcus. Er glaubte bei den »Sex Pistols« einen jugendlichen, in die 1950er Jahre zurückreichenden Nihilismus zu erkennen, der sich in der Welt des Konsums der »popular culture« einrichtete, mit Erwartungen, die in den 1960er Jahren wuchsen, aber in den 1970er Jahren nicht mehr erfüllt wurden. Zugleich

76 Will Kaufman, *American Culture in the 1970s* (Twentieth-Century American Culture), Edinburgh University Press, Edinburgh 2009, 231 S., brosch., 17,99 £.

77 Hervorzuheben ist J. David Hoeveler Jr., *The Postmodernist Turn, American Thought and Culture in the 1970s*, New York 1996.

78 Grant Lurker (Hrsg.), *Hot Love. Swiss Punk and Wave 1976–1980*, Edition Patrik Frey, Zürich 2006, 324 S., geb., 44,00 €; Hans-Peter Bärtschi, *Der Osten war rot. Ein gescheiterter Weltverbesserer 1967–1987. Postkommunistische Reportagen 1988–2008*, Chronos, Zürich 2008, 392 S., geb., 29,80 €.

79 Jon Savage, *England's Dreaming: Anarchy, Sex Pistols, Punk Rock and Beyond*, London 2001 (zuerst 1992). Die neuere Literatur zu diesem Thema ist kaum zu überblicken, wobei wohl nur in Deutschland eine Landeszentrale für Politische Bildung ein Buch wie *Anne Hahn*, Pogo im Bratwurstland, Erfurt 2009, herausgibt.

stellte Marcus den Punk in die Ahnreihe der modernen Avantgarden.⁸⁰ Mit Verweis auf Zürich als Geburtsstätte des Dadaismus geht einigen Autoren gerade die letztgenannte Interpretation leicht über die Lippen. Tatsächlich vermögen mehrere der Abbildungen diese dadaistische Selbstinszenierung zu unterstreichen. Dem Selbstverständnis nach ging es um die Provokation »unverbesserlicher und anpassungsunwilliger Einzelgänger«, die musikalisch einem »befreienden Dilettantismus« huldigten; es war die Selbsterfindung einer »blank-generation«, als »Mensch[en] wie als Musiker«, die Distanz zu Mehrheitsströmungen suchte: Distanz zur »konformistischen Schweiz«, zur gefälligen Popmusik, zu den »68ern« und den »Althippies«, Distanz zu den Anhängern von Jean Paul Sartre oder Timothy Leary (S. 250–252). »Plastik statt Jute« war das Motto (S. 149). Angesprochen wird die Faszination, die von Gewalt ausging. Dazu zählen de Sade ebenso wie Russ Meyer-Filme, die RAF genauso wie die Roten Brigaden, mit denen man nichts zu tun haben wollte, wengleich die »Radikalität dieser absolut durchgeknallten Verwirrung« beeindruckte; immerhin schien diese Gewalt doch irgendwie ins eigene »Programm« zu passen (S. 262).

Solchen avantgardistischen Überhöhungen stehen andere Zeugnisse gegenüber, welche die Träger von Leopardhosen beiderlei Geschlechts weniger als Generation »Nach dem Boom«, sondern eher als Generation des unbegrenzten »Fun« auf der Wohlstandinsel Schweiz identifizierten, die auf ihre Weise Pioniere nicht nur des Konsums, sondern auch von Eigeninitiative und musikalischem Unternehmertum waren. Folgt man den Kurzbiografien dieses Familienalbums, dann entstanden in diesem Umfeld der Popindustrie viele kleine und einige größere Karrieren (wengleich die Geschichte derjenigen Familienmitglieder, denen infolge des exzessiven Alkohol- und Drogenkonsums, um im Jargon zu bleiben, die Sicherungen durchbrannten, ausgespart bleibt).

Man hat nicht den Eindruck, dass die Schweiz unter den »cultural contradictions of capitalism« gelitten habe, wie Daniel Bell mit Blick auf die hedonistische Popkultur vermutete. Eher umgekehrt: Die Tuchfühlung mit der Popindustrie war für viele Musikerinnen und Musiker ernüchternd. Es ist kein Zufall, wenn auch bedauerlich, dass der Band mit dem Jahr 1980 endet. Danach habe eine Politisierung der Bewegung stattgefunden, heißt es mit Blick auf die Züricher Opernkrawalle. Ebenso gut kann man auch sagen, dass in diesem Jahr diese anarchische Fun-Avantgarde der modernen Konsumgesellschaft, die sich demonstrativ von dem Disko-Glitzer absetzte, nachhaltig von der Popindustrie beerbt wurde, mit dem »metatextual girl« (im Gegensatz zum »material girl«) Madonna als Ikone selbst für den »postmodernen Feminismus«.⁸¹ Die Konstellation ist bemerkenswert. Denn etwa zur selben Zeit begann sich auch die akademische Kulturindustrie des Themas zu bemächtigen. Die Auseinandersetzung mit Punk und Pop inspirierte eine ganze Generation von Kulturtheoretikern und -theorien in Großbritannien, im Anschluss daran auch in den USA. Ein erster wichtiger Beitrag kam von Dick Hebdige, der 1979 die Sub- und Gegenkultur des Punk den Amerikanern mit post-marxistischen Theoriefragmenten und stadtsoziologischen Erklärungen von Devianz und sozialen und kulturellen Stilfragen präsentierte, was nun wiederum die neuen »Cultural Studies« anregte.⁸²

Für Menschen wie den »gescheiterten Weltverbesserer« Hans-Peter Bärtschi hatten die Vertreter des Schweizer »Punk & Wave« nichts übrig, und zweifellos beruhte diese

80 Greil Marcus, *Lipstick Traces. A Secret History of the Twentieth Century*, Cambridge, MA 1989.

81 Cathy Schwichtenberg (Hrsg.), *The Madonna Connection. Representational Politics, Subcultural Identities, and Cultural Theory*, Boulder 1993; E. Ann Kaplan, *Rocking Around the Clock. Music Television, Postmodernism and Consumer Culture*, New York 1987.

82 Dick Hebdige, *Subculture. The Meaning of Style*, New York 1979; Marcus, *Lipstick Traces*; Stuart Hall, *Cultural Studies: Two Paradigms*, in: *Media, Culture and Society* 2, 1980, S. 57–72; Hoeveler, *Postmodernist Turn*.

Missachtung auf Gegenseitigkeit. In fast klassischer Manier eines Entwicklungsromans stilisiert der heute als Autor und Kurator der Industriekultur arbeitende Bärtschi auch sein Leben als eine Reise auf der Suche nach dem eigenen Selbst. Der gegen die Enge der Arbeiterfamilie, der Schule, der Pfadfindervereinigungen, seiner Heimatstadt Winterthur wie der Schweiz rebellierende 23-Jährige schloss sich 1972 der maoistischen Kommunistischen Partei der Schweiz/Marxisten-Leninisten (KPS / ML) an (die »Ämäläs«, wie Bärtschi schreibt) und wechselt damit, wie er heute gesteht, von der konformistischen Schweiz in die noch konformistischeren Strukturen einer politischen Kleinstgruppe. Es ist eine über Strecken fast schon komödiantisch bis absurd anmutende Geschichte einer Handvoll politisch Verschworener, welche in konspirativen Zellsitzungen die Direktiven des Schweizer Zentralkomitees entgegennahmen, die Revolution planten und, ganz nach dem Vorbild der großen chinesischen und albanischen Führung, viele totalitäre Rituale praktizierten. Dazu zählt der autokratische »kleine Lenin« in den eigenen Reihen, der den Mitgliedern der verschworenen Gemeinschaft das Leben schwer machte. Noch nach dem Austritt im Jahr 1987, als sich die Organisation schon in einem Prozess der Auflösung befand, litt der Autor unter den Folgen von Gruppenzwang, Ohnmacht, Zensur und Reglementierungen. Diese geheim organisierte Kaderpartei hatte in der ganzen Schweiz nie mehr als ein kleines Häuflein von weniger als 100 Mitgliedern und vielleicht 1.500 »Sympathisanten«. Bis zur Auflösung kannte niemand die Schweizer Parteiführung. Offenbar handelte es sich um ein biederes Ehepaar, dessen Namen Bärtschi aber nicht preisgibt. Zwar wurde die Organisation vom Schweizer Verfassungsschutz beobachtet, aber eine Gefahr ging von ihr nicht aus. Im Gegenteil, mit der RAF wollte man nichts zu tun haben, schon gar nicht mit den »Autonomen«. Der russisch-chinesische Konflikt gab die Parolen der Partei vor: Der »Hauptfeind« war die Sowjetunion, und die bedrohte auch die Schweiz. Parteiloyalität hieß zugleich auch Solidarität mit dem genozidalen Regime Pol Pots in Kambodscha.

Das Buch ist deshalb interessant, weil Bärtschi sich als Zweifelnder unter Gläubigen und Angepassten in der Schweiz wie in der KPS/ML beschreibt, ohne zu verschweigen, welche Attraktivität dieser Konformismus haben konnte. Dieser Zweifel ermöglicht ihm, anschaulich die inneren Mechanismen und Dynamiken dieser ideologischen Kleingruppe zu beschreiben. Solche Zweifel ließen Bärtschi auch nach seinem Parteiaustritt nicht los, mit dem wesentlichen Unterschied, dass ihm nun jegliche utopische Erwartungen abhand gekommen waren. In einem zweiten Teil des Buchs, in dem er nicht mehr von »Rolf«, seinem Decknamen, sondern in der ersten Person Singular spricht, präsentiert der Verfasser Reportagen über Reisen in die post-sozialistischen Länder des früheren »Ostblocks«. Durch Verweise fordert er den Leser auf, seine Erfahrungen und Reisen vor 1987 mit denen danach zu vergleichen. Gezeichnet wird ein pessimistisch anmutendes Porträt einer verflochtenen industrie-technischen Utopie und Moderne. Das Buch liefert viele Beispiele (wenn auch keine reflektierte Analyse) für die desillusionierte Modernekritik einer ganzen Generation von desillusionierten Linken, die sich – vielfach früher und konsequenter als Bärtschi – von ihren utopischen Projekten abwendeten und sich politisch und kulturell neu orientierten.⁸³ Diese verschlungenen (kollektiv-)biografischen Wege werden für die Forschung noch reichlich Stoff bieten. Gab es in einer Welt der Globalisierung, des Post-Fordismus und moderner Konsumkultur einen »dritten Weg«? Und wie ließ sich dieser

83 Sehr unterschiedliche Wege beschreiben *Klaus Rainer Röhl*, *Fünf Finger sind keine Faust. Eine Abrechnung*, München 1974, neu herausgegeben unter dem Titel: *Mein langer Marsch durch die Illusionen. Leben mit Hitler, der DKP, den 68ern, der RAF und Ulrike Meinhof*, München 2001; *Georg Friesenbichler*, *Unsere wilden Jahre. Die Siebziger in Österreich*, Wien/Köln 2008; vgl. auch die in jeder Hinsicht anregende intellektuelle Autobiografie von *Geoff Eley*, *A Crooked Line. From Cultural History to the History of Society*, Ann Arbor 2005.

begründen, wenn nicht mit der Theoretisierung von Globalisierung, Fordismus und Konsum im Kontext post-marxistischer Theorien?⁸⁴

Wie Michael Scott Christofferson in seinem Buch »French Intellectuals against the Left. The Antitotalitarian Moment of the 1970s« argumentiert, war 1977 ein denkwürdiges Jahr in der Geschichte der französischen Intellektuellen und der Linken.⁸⁵ In Frankreich hat das ganz wesentlich mit dem erfolgreichen Auftreten der »Neuen Philosophen« André Glucksmann und Bernard-Henri Lévy zu tun. Sie attackierten die Ideologie und Politik nicht nur der französischen Linken, sondern auch der klassischen Theoretiker des Marxismus einschließlich ihrer Vordenker, zu denen Glucksmann neben Hegel auch Fichte und Nietzsche zählte. Unter den vielen Haupt- und Nebenschauplätzen dieser Polemik gibt es ein Kernargument, das die Diskussionen anfeuerte: Nach Glucksmann perfektionierten, systematisierten und rechtfertigten die »Meisterdenker« den auf Zwang, Kontrolle und Disziplinarmacht beruhenden modernen Disziplinarstaat, der sich gegen jedes widerständige Verhalten richte. Mehr noch: Die Verschränkung von Wissen und Macht schuf demnach die Voraussetzungen nicht nur für den totalen Staat des 20. Jahrhunderts, sondern für die Projekte des »Gulag« und der »Endlösung«. Auch wenn Glucksmann später abwiegelte, die Meisterdenker seien eher für die Blindheit gegenüber dem Gulag und nicht für ihn selbst verantwortlich, sah er in den Millionen Toten des sowjetischen Gulag einen Beweis für die Anwendung des Marxismus. Die »Meisterdenker«, so die provozierende These Glucksmanns, machten den Weg frei für die »Meisterversrichter« (S. 186), die Vernichtung der Juden, der Homosexuellen, ja potenziell aller von den Normen Abweichender, sei es in kommunistischen, sei es in nationalsozialistischen Lagern. Diese Exzesse reflektierten zugleich die Grunddispositionen des »assimilierenden« und »normalisierenden«, leise vorgehenden modernen liberalen Staats. Leicht über die Lippen ging die Rede vom »kulturellen Genozid«, der den physischen ersetze (ebd.).

Aus gutem Grund liest Christofferson solche und viele andere Texte zunächst einmal als Quellen, und zwar auch als Quellen der Aporien linker »French intellectual politics«. Ausführlich behandelt er die Bedeutung des im Jahr 1974 erschienenen ersten Bandes von Alexander Solschenizyns »Archipel Gulag« für die Debatten der französischen Intellektuellen; wie im Übrigen auch Bärtschi, der sich in diesem Zusammenhang den denkwürdigen Satz notierte: »Der Weg in den Sozialismus führt über die Perfektionierung des Kerkers«⁸⁶. Lätete Solschenizyn die Abkehr von der kommunistisch-leninistischen Utopie ein und erklärt dies den schnellen Niedergang des französischen Marxismus in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre? Christofferson liefert auf diese Frage eine differenzierte Antwort. Zunächst verortet er die Neupositionierungen der französischen Intellektuellen im Kontext der im Jahr 1972 hergestellten Union der französischen Kommunisten und Sozialisten, die zu langen Programmdebatten über Fragen von Freiheit, Demokratie bis hin zur umstrittenen Arbeitermitbestimmung führte. Viele Linke fürchteten, dass die Kommunistische Partei Frankreichs (PCF), der Junior-Partner in der Koalition, hegemonialen Einfluss gewinnen würde. Misstrauisch wurde die orthodoxe Moskau-Orientierung der PCF, allemal dann aber ihre diffamierende Agitation gegen Solschenizyn verfolgt. Vor diesem Hintergrund betont Christofferson die Rolle einer dezidiert republikanischen, libertären Linken, die sich seit den 1950er Jahren gegen den Kurs der PCF wandte und deren Geschichte er über die Ereignisse des Jahres 1968 hinaus bis in die 1970er Jahre ver-

84 Will Leggett, Prince of Modernisers. Gramsci, New Labour and the Meaning of Modernity, in: Mark McNally/John Schwarzmantel (Hrsg.), Gramsci and Global Politics. Hegemony and Resistance, London/New York 2009, S. 137–172.

85 Michael Scott Christofferson, French Intellectuals against the Left. The Antitotalitarian Moment of the 1970s, New Oxford 2004; vgl., wenn auch mit anderen Akzenten, Gerd Koenen, Das rote Jahrzehnt. Unsere kleine deutsche Kulturrevolution 1967–1977, Köln 2001.

86 Bärtschi, Der Osten war rot, S. 113.

folgt. Die Romanze dieser französischen Linken mit dem Maoismus wird etwas sehr weich gezeichnet, als eine imaginäre Projektion des revolutionären, aktivistischen Paris des Jahres 1968 nach China (S. 57 f.). Auf jeden Fall identifiziert Christofferson in diesem Umfeld nicht nur die scharfen Moskau- und PCF-Kritiker, sondern auch jene eher dem Anarchismus zuneigenden, in jeder Hinsicht anti-autoritären, anti-institutionellen, auf direkte Demokratie, Gefangenenbefreiung und Ähnliches setzenden Intellektuellen, die sich auf ihre Weise Solschenizyn aneigneten, nicht weil das, was der Exilrusse zu sagen hatte, für sie wirklich neu war, sondern weil es Munition im Kampf gegen die Hegemonie der PCF war. Skizziert wird die Position von Zeitschriften wie »Tel quel«, die sich 1975/76 vom Maoismus distanzierte und zu einem Sprachrohr der neuen Intellektuellen wurde. Vorge stellt werden die Biografien wichtiger Akteure, darunter die des allgegenwärtigen Michel Foucault, der vom »Kerkerarchipel« sprach und auf den sich, wie unschwer zu erkennen ist, Glucksmann und andere beriefen. Der Verfasser spart skurrile Geschichten von manchmal kleinlich anmutenden persönlichen Verletzungen ebenso wenig aus wie dystopische Visionen, in denen sich Einzelne schon als Opfer eines heraufziehenden totalitären Lager systems wähten.

Auch wenn Christofferson in seiner Darstellung etwas zu sehr auf die Linke fixiert ist und dabei andere Personen und Gruppen der liberalen Mitte und der Rechten vernachlässigt, welche die französische Tendenzwende mitbestimmten, zeigt er doch sehr deutlich die Besonderheiten des französischen Antitotalitarismus, mit einigen, wenn auch nicht weiter ausgeführten Vergleichen mit anderen Ländern, darunter Deutschland, wo Solschenizyn in den Strudel ganz anderer politischer und intellektueller Kämpfe zwischen Links und Rechts sowie zwischen Spannungsbefürwortern und -gegnern geriet.⁸⁷ Das bietet viel Stoff für eine transnationale Geschichte, wie im Übrigen auch die Geschichte der osteuropäischen Dissidenten, des einsetzenden Menschenrechtsdiskurses oder des Engagements für Polen zu Beginn der 1980er Jahre.⁸⁸ Aus deutscher Perspektive mutet ein Antitotalitarismus, der in anarchischen, maoistischen Strömungen wurzelt, ja eher merkwürdig an, was sicherlich manche Reaktionen in Deutschland auf französische Theoretiker erklärt.

Christoffersons Buch ist noch aus einem anderen Grund von Interesse. Im letzten Kapitel zeigt er am Beispiel von François Furet, wie die französischen Debatten über Antitotalitarismus und den Gulag im Sinne eines »Making of an Antitotalitarian History of the Revolution« Eingang in das Denken dieses Historikers fanden, der 1978 programmatisch formulierte: »La Révolution française est terminée« (S. 249). Christofferson macht deutlich, dass dieses revisionistische Statement eine biografische Dimension hat und die politischen Neuorientierungen des 1927 geborenen Historikers reflektiert. Furet griff frühzeitig Glucksmanns Thesen auf, indem er den »gulag effect« zur Thematisierung der Revolution heranzog (S. 246). Die Dynamik der Revolution erklärt er aus den ideologischen Dispositionen des Jahres 1789, denen er eine radikale Eigendynamik zuschrieb. Freiheit, Gleichheit und Brüderlichkeit im Namen des Volkes begründeten die Demokratie – zugleich aber auch die schlimmsten Formen des Terrors, mit der Tendenz, im Namen des Volkes gegen die Feinde des Volkes vorzugehen.

Es ist schade, dass Christofferson dieses Thema nicht etwas breiter gefasst hat. Denn rückblickend kann man gerade an diesen Beispielen sehen, wie im Übergang von den 1970er in die 1980er Jahre die Moderne neu verhandelt wurde. Die Bewertung der fran-

87 Eine neuere Arbeit dazu liegt meines Wissens nicht vor; vgl. *John B. Dunlop/Richard S. Haugh/Michael Nicholson* (Hrsg.), *Solzhenitsyn in Exile. Critical Essay and Documentary Materials*, Stanford 1985.

88 Diese Themen vermisst man in *Philipp Rock*, *Macht, Markt und Moral. Zur Rolle der Menschenrechte in der Außenpolitik der Bundesrepublik in den sechziger und siebziger Jahren*, Frankfurt am Main/Berlin etc. 2010.

zösischen Revolution war nur eines unter vielen Feldern, auf dem diese Debatte direkt und indirekt geführt wurde. Ähnliche Fragen tauchten bekanntlich auch mit Blick auf den Nationalsozialismus auf, mit allen Implikationen hinsichtlich der Vergleichbarkeit totalitärer Herrschaftsformen im 20. Jahrhundert. Ist der Holocaust ein Phänomen der Moderne? Ist es ein Zeichen der Moderne, Ambivalenzen auszulösen? Welche Rolle spielen bei diesen utopischen Projekten der Moderne die (Human-)Wissenschaften? Das sind nur einige Fragen, die im Umfeld dieser Debatten auftauchten und die inzwischen längst den Weg in den wissenschaftlichen Normaldiskurs gefunden haben.⁸⁹

Den Abgesang François Lyotards auf den »grand récit« der Linken – wohlgerne nicht des Liberalismus – aus dem Jahr 1979 erwähnt Christofferson nicht.⁹⁰ Er passt aber nur zu gut zu der intellektuellen Neuorientierung, die nicht zuletzt zum Aufblühen jener Ideen führte, die gemeinhin als »postmodern«, besser wohl aber als post-strukturalistisch bezeichnet werden. Diese Konstellation ist mit Blick auf eine noch zu schreibende Geschichte der Intellektuellen wie einer »intellectual history« des postmodernen Kosmopolitanismus von einiger Bedeutung. Denn in den späten 1970er und frühen 1980er Jahren überkreuzten sich vielfach nationale und transnationale Wege und Traditionen, mit vielen nationalen Besonderheiten, gerade auch was die politischen Vorzeichen der selbst erklärten Postmodernen betrifft. Der Katzenjammer speziell der englischen Linken nach der Wahl Margaret Thatchers führte zu produktiven theoretischen Rekonzeptionalisierungen von Zeit und Raum, Konsum und Produktion, bald auch von Globalität und Lokalität, und überschritt sich mit französischen Ansätzen. Die von Perry Anderson vorgelegte Verortung von Frederic Jamesons Theorie der Postmoderne, die in Deutschland zunächst keine oder wenige Spuren hinterließ, gibt einen guten Eindruck und Überblick über diese intellektuelle Neuorientierung seit den 1970er Jahren, in deren Umfeld auch die neuere Kulturgeschichte sprießt.⁹¹

Beachtenswert ist in diesem Zusammenhang auch die in den 1970er Jahren beginnende französisch-amerikanische »amour fou«. Französische Zeitschriften wie »Tel Quel« und französische Intellektuelle stießen in den USA auf große Resonanz, und eine Reihe von ihnen erhielt in den USA attraktive Professuren und Forschungsaufenthalte. François Cusset beschreibt diese französische Mission in den USA mit ihren vielen verzweigten transnationalen und auch globalen Interaktionen⁹², die in dem Maße Beachtung finden werden, wie die Historisierung der Postmoderne – dieses Schicksal bleibt auch den größten Kritikern des Historismus nicht erspart – in den nächsten Jahren voranschreiten wird. Die Zeit, als Historiker in eine Schockstarre verfielen, wenn der Begriff oder bestimmte Namen fielen, scheint der Vergangenheit anzugehören. Das zeigen unter anderem die Arbeiten von Andreas Rödder, der sich darum bemüht, den Wertewandel als eine Ge-

89 In Auseinandersetzung mit dem anregenden Beitrag von Paul Nolte kann man sagen, dass die Neubewertung der Moderne in der Historiografie nicht allein oder primär dadurch zum Tragen kam, dass die Forschung sich seit den 1980er Jahren intensiver mit der Gewalt- und Vernichtungsgeschichte des 20. Jahrhunderts auseinandersetzte, sondern weil sich ab der Mitte der 1970er Jahre Modernekonzeptionen radikal veränderten, mit Folgen für die Frühe Neuzeit nicht weniger (wenn nicht zunächst sogar mehr) als für das 19. oder 20. Jahrhundert. *Paul Nolte, Abschied vom 19. Jahrhundert oder Auf der Suche nach einer anderen Moderne*, in: *Jürgen Osterhammel/Dieter Langewiesche/Paul Nolte* (Hrsg.), *Wege der Gesellschaftsgeschichte* (Geschichte und Gesellschaft, Sonderheft 22), Göttingen 2006, S. 103–132.

90 *François Lyotard, La Condition Postmoderne. Rapport sur le Savoir*, Paris 1979 (dt.: *Das postmoderne Wissen: Ein Bericht*, Graz/Wien 1986).

91 *Perry Anderson, The Origins of Postmodernity*, London/New York 1998; *Frederic Jameson, Postmodernism, or the Cultural Logic of Capitalism*, Durham 1991; vgl. auch *ders., The Cultures of Globalization*, Durham 1998.

92 *François Cusset, French Theory: Foucault, Derrida, Deleuze & Cie et les mutations de la vie intellectuelle aux États-Unis*, Paris 2004.

schichte der Postmoderne zu lesen und zugleich empirisch zu konkretisieren.⁹³ Wie die Einleitung der Politikwissenschaftler Mark Bevir, Jill Hargis und Sara Rushing zu ihrem Sammelband »Histories of Postmodernism« zeigt⁹⁴, wird diese Geschichte aber noch viele intellektuelle Verrenkungen nach sich ziehen, zumal dann, wenn postmoderne Texte mal mehr, mal weniger den intellektuellen Referenzpunkt der eigenen Analyse bilden. Kann man die Postmoderne begrifflich definieren, indem man einen festen Kern von Autoren und Ideen bestimmt und darüber hinaus Personen mit dieser Bezeichnung belegt, die sich gar nicht als postmodern bezeichnet hätten? Ergibt es Sinn, nach Anfängen, Entwicklungen oder sogar Fortschrittslogiken zu suchen, die von vielen Autoren, die der Postmoderne zugerechnet werden, so scharf abgelehnt wurden? Sind Vertreter der Postmoderne (post-)moderne Subjekte und wie lassen sie sich fassen, sei es im Sinne einer post-strukturalistischen Sprachtheorie, einer trotz oder nach dem »Tod des Subjekts« wiedergefundenen »agency« oder im Sinne eines akademischen »self-fashioning«? Der Vorzug der vorliegenden, lesenswerten Einleitung ist, dass die Herausgeber solche Fragen und Probleme – gelegentlich etwas widersprüchlich – aufgreifen und zugleich für eine historische Verortung des Phänomens »Postmoderne« plädieren. Gerade mit Blick auf die erst einsetzende historische Diskussion in Deutschland, in der die Postmoderne gelegentlich etwas sehr vereinfacht mit Prozessen der Individualisierung, Pluralisierung, Differenzierung, Relativismus und Wertewandel, mithin Variationen einer wie auch immer definierten Moderne, in Verbindung gebracht wird, umreißen die Autoren ein anderes Feld von Ansätzen und Positionen: »anti-humanism, anti-foundationalism, anti-essentialism, anti-representationalism, anti-historicism, an ethic of self-fashioning, a predilection for irony, and an anti-positivist utopianism« – um diese Positionen dann stante pede infrage zu stellen (S. 7). Denn es sei eine »lazy notion«, dass es so etwas wie ein monolithisches Ideenset wie *die* Postmoderne gebe: Postmoderne sei kein »substantive ›project‹ but a set of overlapping themes« (S. 17).

Die Beiträge von Experten auf dem Feld der politischen Theorie, der Philosophie und der Geschichte bieten eine insgesamt sehr leserfreundliche »intellectual history«. Im Mittelpunkt stehen die großen Denker: Nietzsche, Heidegger, Althusser, Derrida, Said, Rorty und Cornell werden alle als Teil einer großen intellektuellen postmodernen Familiengeschichte abgehandelt. Die »Vorgeschichte« der Postmoderne reicht plötzlich sehr weit zurück. Der »heyday« der französischen Postmoderne falle, so die Herausgeber, in die 1960er und frühen 1970er Jahre (S. 13). Warum der Begriff auch in Frankreich eigentlich erst später auftauchte und der nach allen Regeln der Definition postmoderne Jean Baudrillard sich vehement gegen eine solche Vereinnahmung (wie zum Beispiel im Beitrag von Bevir deutlich wird) verwahrte, bleibt in dem Band ebenso offen wie die folgenreiche Anreicherung, Umformung und Konjunktur des Begriffs in den USA seit den 1980er Jahren, die in den Beiträgen von Simon Stow zu Richard Rorty, David Hawkes zu Edward Said und Sara Rushing zur Genderdebatte, Drucilla Cornell und Judith Butler nur angerissen wird. Zugleich vermisst der Historiker Kontexte. Denn man muss etwas über die oben erwähnte »antitotalitäre Linke« wissen, vielleicht auch etwas über konkrete Grenzübertrettererfahrungen von Personen wie Michel Foucault und Jacques Derrida in den »Ostblock«, um das Engagement vieler linker französischer Intellektueller für Polen oder beispielsweise die Übergänge vom »Death of Man« zu »Human Right« zu verstehen, die Richard Wolin schon für die späten 1960er Jahre diagnostiziert.

93 Andreas Rödder, Wertewandel und Postmoderne. Gesellschaft und Kultur der Bundesrepublik Deutschland, Stuttgart 2004; vgl. auch *ders.*, Moderne – Postmoderne – Zweite Moderne. Deutungskategorien für die Geschichte der Bundesrepublik in den siebziger und achtziger Jahren, in: Raithel/Rödder/Wirsching, Neue Moderne, S. 181–201.

94 Mark Bevir/Jill Hargis/Sara Rushing (Hrsg.), Histories of Postmodernism, Routledge Chapman & Hall, London/New York etc. 2007, 266 S., geb., 76,99 €.

Leider werden in den einzelnen Beiträgen die Gedanken der Herausgeber, die die Migration von Ideen betreffen, kaum aufgegriffen. Die postmodernen Themenfelder, so ist zu lesen, »are always transformed in relation to each thinker's local context« (S. 4). Was passiert, wenn Ideen und Personen Grenzen überschreiten? Grenzen, die, wie die Autoren bemerken, nicht nur nationaler Natur sind, sondern auch zwischen universitärem Campus und medialer Öffentlichkeit oder selbst innerhalb einer Universität zwischen Fakultäten verlaufen. Die verschiedenen lokalen Kontexte, in welchen postmoderne Ansätze aufblühten, lassen die drei Vertreter der politischen Ideengeschichte denn auch nicht von einer Geschichte, sondern von »histories of postmodernism« sprechen, die es zu rekonstruieren gelte. Nicht nur mit Blick auf die auch politisch sehr unterschiedlichen und selektiven Aneignungsformen postmoderner Ideen in verschiedenen Ländern ist das eine spannende Frage. Das zeigen die theoretischen Konzepte, egal ob sie postmoderne Theoriedebatten, Vorstellungen von Fordismus oder Globalisierung betreffen.

IV. FAZIT

Die hier vorgestellten Arbeiten illustrieren nicht nur, wie aktiv und vielfältig die neuere Forschung auf dem Feld der Zeitgeschichte ist. Zu erkennen ist auch eine spezifische generationelle Konstellation in der Forschung. Da ist zum einen die Gruppe derjenigen, die um eine Selbsthistorisierung der eigenen Lebensgeschichte bemüht ist, sei es in einer persönlichen oder eher akademischen Form. Umbrüche, Zäsuren, der Verlust von Illusionen, aber auch die Entdeckung neuer realer wie theoretischer Welten nehmen dabei einen wichtigen Platz ein, und zwar mit weitreichenden Implikationen auch für neue wissenschaftliche Fragestellungen. Zugleich beginnen jüngere Historikerinnen und Historiker, von denen viele erst in dieser Zeit aufwuchsen, mit der Historisierung der Geschichte des letzten Drittels des 20. Jahrhunderts. Bemerkenswert ist nicht so sehr die Tatsache, dass sich unterschiedliche Generationen für die gleiche Geschichte interessieren, die über 30 Jahre zurückliegt (und damit in etwa so weit wie die Zeit des Ersten Weltkriegs für Hans Rothfels, als er eine ganze Generation von jungen Historikern für die Zeitgeschichte begeisterte), sondern auch die Tatsache, dass diese Geschichte in einem Rahmen diskutiert wird, der in den letzten 30 Jahren selbst entwickelt wurde. Das gilt für die politisch extrem polarisierte amerikanische »Streitgeschichte« wie für die deutsche Zeitgeschichte. Auch in diesem Sinne ist diese neue Zeitgeschichte eine neue »Epoche der Mitlebenden und ihre wissenschaftliche Behandlung« (Rothfels).

Relativiert werden in den Arbeiten die vielfältigen Hypostasierungen, welche das Jahr 1968 nicht nur in der Forschungsliteratur, sondern auch in öffentlichen Debatten erfahren hat. So sehr die späten 1960er Jahre aufwühlten, so prägend waren die politischen, sozialen und kulturellen Auseinandersetzungen und Neuorientierungen in den folgenden beiden Dekaden. Das wird leicht übersehen, ebenso wie die damit verbundenen generationellen Brüche, die eher noch in der deutschen Forschung, weniger dagegen in den USA in den Blick geraten. Nicht zuletzt in dieser generationellen Konstellation wurzelt das verbreitete Bewusstsein, dass man in den 1970er und 1980er Jahren vor einer neuen Schwelle der Gegenwart stand.

Die zeitgenössische Krisensemantik mit ihren unterschiedlichen Ausprägungen dies- und jenseits des Atlantiks hat ihren ganz wesentlichen Teil zu dieser Zäsurenperspektive beigetragen. Vor diesem Hintergrund sind die zu dieser Zeit einsetzenden, vielfältigen theoretischen Rekonzeptionalisierungsversuche der Gegenwart unter dem Vorzeichen »post« zu sehen. Die Historisierung dieser intellektuellen Neuvermessungen der Gegenwart mit ihren weitreichenden Implikationen auch für die Bewertung der Vergangenheit im letzten Drittel des 20. Jahrhunderts zählt zweifellos zu den interessanten Themen der

neueren »intellectual history«; in den kommenden Jahren ist wohl gerade in diesem Bereich mit einer Flut von Arbeiten zu rechnen. Nicht die Krise, sondern wohl eher die kulturelle Blüte gerade der Geistes- und Sozialwissenschaften wird dabei in den Blick geraten.

Die neuen Theorieangebote bieten (nicht nur für die Zeitgeschichte) zweifellos eine große Chance, eben weil es, sieht man von dem Genre der in Deutschland besonders beliebten Nationalgeschichte ab, in der jüngsten Geschichtsschreibung wenig festgefahrene heuristische Konventionen, Darstellungsformen und Fragestellungen gibt. Neue Themen wie Globalisierung, Europäisierung, Medialisierung des Politischen wie des Alltäglichen, der Massenkultur, der Wissensgesellschaft oder die Krise der industriellen Arbeitsgesellschaft, mithin also Themen, welche die politische und wissenschaftliche Agenda der letzten 30 Jahre prägten, werden auch in den nächsten Jahren einen prominenten Platz in der historischen Diskussion einnehmen. Zugleich besteht die Gefahr, dass dabei zeitgenössische Diagnosen wie die »Krise der 1970er Jahre«, die »Risikogesellschaft« oder die »culture wars« ad nauseam reproduziert werden. Umso mehr kann man auf neue historiografische Versuchsandordnungen gespannt sein, auf Fragen, die Themen wie zum Beispiel die »Krisen«, den »Wertewandel«, vielleicht auch die Hypostasierung einer Zeit »Nach dem Boom« gegen den Strich bürsten. Offen ist die Frage, wie sehr erst die dramatischen Veränderungen 1989/90 nicht nur in Mitteleuropa, sondern weltweit die »alte« Bundesrepublik aus ihrer Beschaulichkeit rissen. Auch das muss nicht in eine Niedergangsgeschichte münden. Nicht neue Quellen, sondern neue Fragestellungen sind notwendig, und das hoffentlich nicht erst in zehn Jahren, wenn die 1990er Jahre auf der historischen Agenda stehen.

